

**Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main**

Titel :	Witkop, Philipp : Kriegsbriefe gefallener Studenten
Beilagen :	
Erscheinungsort:	Leipzig
Seitenzahl :	IV, 155 S.
Erscheinungsjahr:	1918
Format :	12 x 18 cm
Jahrgang :	
Signatur d. Orig. :	44/13751
Masterfiche :	MP 21208 a
Duplikat :	MP 21208
Aufnahme-Faktor:	24
mikroverfilmt am :	21.10.2008
durch :	ALPHA COM Sachsen



Kriegsbriefe
gefallener
Studenten

44

13751

233
1

KRIEGSBRIEFE
GEFALLENER STUDENTEN

HERAUSGEGEBEN IN VERBINDUNG MIT
DEN DEUTSCHEN KULTUSMINISTERIEN

VON

PROF. DR. PHILIPP WITKOP
FREIBURG I. B.



B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN 1918

44/13751

COPYRIGHT 1918 BY B. G. TEUBNER IN LEIPZIG

ALLE RECHTE, EINSCHLISSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS,
VORBEHALTEN

Druck von B. G. Teubner in Dresden

Stadt- u. Univ.-Bibl.
FRANKFURT a. M.

Vorwort.

Der Weltkrieg ist zu Ende. In seinen Massnopfern droht die Persönlichkeit der Gefallenen unterzugehen. Die Verluste sinken zu Ziffern herab. Und doch losch mit jedem Gefallenen eine Welt für sich, ein Mensch voll Seele und Schicksal, mit all seinem Fragen und Ringen um Gott und Natur, um Tod und Liebe, um Volk und Vaterland.

Diese Briefe sollen ein lebendiges Denkmal sein, darin die Frühgefallenen weiter leben und wirken, ein Ehren-
denkmal, das sie sich selbst gesetzt haben. Sie sollen ein Vorbild sein der Pflichterfüllung, des Opfermutes, der Liebe zu Volk und Heimat, die treu war bis zum Tode.

Aber sie sollen auch in Herz und Gewissen rufen, welche Werte und Hoffnungen mit diesen jungen Persönlichkeiten versunken sind. In Ehrfurcht sollen Vaterland und Menschheit vor diesen Gräbern sich der Verantwortung bewußt werden, die ihnen solche Opfer jetzt und künftig auferlegt.

Auch diese Briefe sollen ein Sporn sein zu einem neuen, weltversöhnenden Recht und Verständnis im Leben der Völker. Dann wird das Testament dieser jungen tragischen Idealisten eingelöst und ihr Tod nicht vergebens sein.

Aus über 20 000 von Eltern und Freunden gesandten Briefen — die ich nur gekürzt, nicht weiter geändert — habe ich ausgewählt, nach keinen anderen Gesichtspunkten, als überall die menschlich stärksten und tiefsten Zeugnisse festzuhalten. Gern hätte ich alle Zeugnisse von der moralischen Größe dieser jungen Helden zum Abdruck gebracht. Es war unmöglich. „Das Moralische versteht sich“ — um ein Wort Fr. Th. Vischers zu brauchen — auch in diesen Briefen „immer von selbst“. Über die Hälfte aller

Briefschreiber stellt sich nicht nur in Pflichtbewußtsein und Begeisterung ihrem Vaterland zur Verfügung — wer könnte die Mobilmachungstage 1914 vergessen! —, sondern bringt auch in erschütternden Abschiedsbriefen an die Eltern beim Abmarsch ins Feld oder am Vorabend einer Schlacht ihr Leben dem Vaterlande in heiliger Bewußtheit als Opfer dar, sieht ihren Tod voraus und nimmt ihn frei in ihren Willen auf.

Dafür, auch für die religiöse, meist christliche Grundstimmung, die dieser Todesbereitschaft ihren Rückhalt gibt, für das Leben und Wachsen in den klassischen Werken unseres und fremden Schrifttums können die wenigen Briefe dieser Sammlung nur Zeichen sein; sie dürfen und müssen nicht nur den Geist ihrer Schreiber, sie müssen den Geist aller gefallenen, aller heimkehrenden Studenten mit aussprechen. Und da der Student aus den verschiedensten Volkskreisen stammt, zu den verschiedensten Kreisen und Berufen geht, können sie im letzten Sinne den Geist des ganzen deutschen Volkes deuten.

Die Briefe folgen einander nach den Todestagen ihrer Schreiber. Außer der in Kürze erscheinenden Vollaussgabe der Kriegsbriefe gefallener Studenten ist für die Zeit nach dem Kriege noch ein zweiter Band in Aussicht genommen. Eltern und Freunde gefallener Studenten, die noch nicht deren Briefe an mich zur Einsicht gesandt haben, bitte ich darum, diejenigen Briefe, in denen Erlebnisse und Kämpfe, Seelenstimmungen und Reflexionen besonders zum Ausdruck kommen, im Laufe der Zeit möglichst in Abschrift an mich einzusenden. Reine Familienangelegenheiten können in der Abschrift fortbleiben.

Freiburg i. B.

Dr. Philipp Witkop

Professor der neueren deutschen Literaturgeschichte.

Franz Blumenfeld, stud. iur., Freiburg (Brsq.)

geb. 26. September 1891 in Hamburg
gef. 18. Dezember 1914 bei Contalmaison.

Im Eisenbahnzug, 24. September 1914.

Meine liebe gute teure Mama, ich glaube und hoffe ja bestimmt, daß ich aus dem Kriege zurückkehren werde; aber für den Fall, daß ich das nicht tue, will ich Dir doch jetzt einen Abschiedsbrief schreiben. Du sollst wissen, daß, wenn ich jetzt sterbe, ich gern und zufrieden aus dem Leben gehe. Mein Leben war so schön, daß ich mir nichts darin anders wünsche. Und daß es so schön war, verdanke ich vor allem Dir, meine liebe gute beste Mama. Und für all Deine Liebe, für alles, was Du für mich getan hast, für alles, alles möchte ich Dir danken, danken. — Wirklich, Du weißt gar nicht, wie sehr ich gerade in der letzten Zeit eingesehen habe, wie manches in Deiner Erziehung, von dem ich früher nicht ganz überzeugt war, daß es richtig sei (z. B. Deine Betonung der körperlichen Ausbildung), vollkommen richtig und gut war.

Aber nicht nur für die Erziehung, für alles, alles möchte ich Dir danken, für das Leben, das Du mir gabst, vor allem aber dafür, daß Du so bist, wie Du bist. Ach, Du weißt aber auch ohne diesen Brief, und viel besser als ich es schreiben kann, wie ich fühle.

Nun möchte ich Dir noch über eines schreiben, das Du Dir nach einigen Stellen in Deinen letzten Briefen vielleicht anders denkst: Warum ich mich als Kriegsfreiwilliger gemeldet habe? Natürlich nicht aus allgemeiner Begeisterung für den Krieg, auch nicht weil ich es für eine besonders große Tat halte, sehr viele Menschen tot zu schießen oder sich sonst im Kriege auszuzeichnen. Im Gegenteil, ich

finde den Krieg etwas sehr, sehr Schlimmes und glaube auch, daß es bei einer geschickteren Diplomatie auch diesmal hätte gelingen müssen, ihn zu vermeiden. — Aber jetzt, wo er einmal erklärt ist, finde ich es einfach selbstverständlich, daß man sich so weit als Glied des Volksganzen fühlt, um sein Schicksal möglichst eng mit dem des Ganzen zu verbinden. Und auch, wenn ich überzeugt bin, daß ich im Frieden für das Vaterland und das Volk mehr tun kann als im Krieg, so finde ich es ebenso verkehrt und unmöglich, solche abwägenden, fast rechnenden Betrachtungen jetzt anzustellen, wie etwa für einen Mann, der, bevor er einem Ertrinkenden hilft, sich selbst überlegen wollte, wer der Ertrinkende wäre und ob er nicht vielleicht wertvoller sei als dieser. — Denn das Entscheidende ist doch immer die Opferbereitschaft, nicht das, wofür das Opfer gebracht wird. — — Ich finde den Krieg nach allem, was ich davon gehört habe, als etwas so Fürchterliches, Menschen-Unwürdiges, Törichtes, Überlebtes, in jeder Weise Verderbliches, daß ich mir fest vorgenommen habe, wenn ich aus dem Kriege heimkehre, mit aller Kraft alles zu tun, was ich kann, damit es in Zukunft so etwas nicht mehr geben kann.

Karl Aldag, stud. phil., Marburg

geb. 26. Januar 1889 in Obernkirchen
gef. 15. Januar 1915 bei Fromelles.

11. November 1914.

Für alles, was Ihr geschickt habt, danke ich Euch immer und tief; mehr erfüllen mich Eure Briefe mit Frömmigkeit und Liebe. Eure Gedanken und Gefühle lassen die wunder-tiefe Elternliebe so herrlich und groß erkennen, daß ich sie nicht oft genug lesen kann. Es ist mir, als müßte ich, wenn wir uns wiedersehen, Eure lieben alten Hände, Eure Stirn und Eure Augen küssen, wie etwas Heiliges. Gott wird mit uns sein; ich habe ein starkes Vertrauen. Allerdings, wenn ich bedenke, wie alle Soldaten, besonders die Landwehrmänner und Familienväter zu Hause erwartet werden, wie für alle gebetet wird, und wie viele schon Trauer und Unglück tragen müssen, dann kommt es mir wie eine nicht zu ermessende, wie eine unverdiente Gnade, wie ein Wunder vor, wenn gerade ich die Erfüllung dieser Bitten erleben sollte.

Ich fühle mich stolz, wenn Ihr so stolz von mir schreibt, und so demütig, wenn ich an das mögliche Schicksal denke. Stolz bin ich, da ich weiß, daß unser Haus durch mich das Schicksal des Vaterlandes mitschaffen hilft und ihm selbst dafür ein Opfer bringen kann.

Heute, am 13. November, um 10 Uhr war Feldgottesdienst. In einer Dorfkirche, die schon als Krankenlazarett gedient hatte und in der Stroh lag, die mit Gewächshauspflanzen und Blumen ausgeschmückt war, verlas ein evangelischer Divisionspfarrer eine Bibelstelle, wir sangen ein Lied („Mir nach ihr Christen“). Dann folgte eine Predigt, dann wieder der Choral „Nun danket alle Gott“. Es war eine ergreifende Feier, voll Heimatsgedanken, voll nach

innen gekehrter, männlich tiefer, schmerzlicher Andacht, gläubigen Hoffens, frommen Dankes. Die Leute erzählen sich untereinander viel davon, wie viel frommer unser Volk geworden sei durch diesen Krieg; es ist rührend, die Leute so von selbst zu unsereinem vertrauensvoll davon reden zu hören; Spötter wagen nicht mehr laut zu werden, oder gibt es gar keine mehr.

Gestern sind wir gegen Typhus geimpft worden und müssen daher noch zwei Tage Ruhe haben, das sind vier wohlthuende Tage, die mir versüßt werden durch immer neue Überraschungen von Euch. — Ich danke der lieben Mutter für den kleinen Gottesgruß aus dem Psalter, der mir innig wohlgetan hat. Und so lebt denn wohl, Ihr Lieben, mit denen ich immer zusammenlebe, in dieser großen, starken, andächtigen Zeit, an die zu denken mich stärkt und frömmert macht.

Bei Fournes, 18. Dezember 1914.

Aus dem Felde sende ich in das liebe Elternhaus herzlichen Weihnachtsgruß!

Es ist ein eigenartiges Weihnachtsfest in diesem Jahr, so widerspruchsvoll eigentlich gegen das Evangelium der Liebe — und doch wird es mehr Liebe säen als jedes andere. Liebe unter dem eigenen Volke und Liebe zu Gott.

Ich glaube sicher, daß das Fest in diesem Jahr tiefer empfunden wird als je, und daher vielen zum Segen gereicht, trotz des Krieges. Ich habe auch mit tiefer Freude und innigem, andächtigem Entzücken unsere Weihnachtslieder gesungen. Wir singen sie zweistimmig in unserm Ruhequartier, einem großen warmen Kuhstall, auf dem einzigen Tisch einen brennenden kleinen Tannenbaum, den einer geschickt erhielt. Ich empfand das ganze große

Geheimnis der Welterlösung und das Wunder des Gottessohnes wie in keiner Predigt. An dem Weihnachtstage werde ich immer zu Hause sein in Gedanken, und ich kann nicht mehr tun, als Euch allen wünschen, daß auch Ihr ein andächtiges, geheiligtes Weihnachtsfest erleben werdet, das Euch Glück und Segen ins Haus bringt und Vertrauen auf den Gott der Liebe, der uns behüten wird. Es gibt keine größere Stärkung für mich als zu wissen, daß Ihr für mich betet. Ich habe ein wirkliches Vertrauen in die Zukunft. Diese Glaubensstärke, in der wir alle demütig leben, möge uns das Weihnachtsfest bestärken und verschönern.

Ich schreibe dies morgens früh bei Kerzenlicht an dem Tisch im Kuhstall. Die Kameraden wuscheln sich aus dem Stroh, waschen sich; wir mußten die Nacht alarmbereit schlafen, gepackt und umgeschnallt, was sehr unbequem ist. Aber es tobte die ganze Nacht Kanonen- und Infanteriefuer. Große Feuerlohen hinten am Himmel. Und in 6 Tagen ist Weihnachten!

Walter Wolter, stud. phil., München.

geb. 28. Mai 1895 in Kladow (Meckl.)
gef. 16. April 1915 bei Vouziers.

Bei Vouziers, April 1915.

Draußen knattert die ganze Nacht heftiges Gewehrfeuer; nach unseren Beobachtungen scheint wieder ein Sturm bevorzustehen. Ich habe mich längst mit allen Möglichkeiten abgefunden. Man sagt immer, es müßte für die Jungen leichter sein, in den Tod zu gehen, als für die Älteren, die Väter und anderen. Ich glaube kaum; denn ein solcher wird die Aufgabe seines Lebens, wenn er überhaupt eine Sendung in sich fühlt, doch wenigstens zum größten Teil gelöst haben, und in seinen Werken, gleichviel welcher Art, in seinen Kindern wird man seine Spur immer wiederfinden, wird er weiterleben. Er muß also doch nicht allzu schwer für einen hohen Zweck sterben können. Ich fühle auch eine Aufgabe in mir. Ich glaube, den Menschen etwas zu sagen zu haben und möchte von den reichen Schätzen, die Gott mir ins Herz gelegt und die mich oft mit tiefem Glück durchzittert haben, den Menschen wieder-schenken. Aber ich habe noch keine Zeit zum Ernten gehabt — und wenn man mir keine Zeit zum Ernten läßt? Vergib solche Worte. Es wird nicht so kommen, und wenn auch, es wird Gottes Güte immer einen Ausgleich, ein Vollenden und Erfüllen dieses Wollens schaffen — und das muß der Trost sein: Schönheit von solcher Höhe ist sicher unsterblich, ein Hauch des Ewigen, der ihn selber ahnen läßt, und vergeht nicht mit dem Tode.

April 1915.

An den Ufern der Oise
Lieg ich träumerisch im Grase,
Meines Rappen schlanke Nase
Schmiegt sich weich in meine Hand,
Wogenschäume, Wolkensäume
Tragen meine Sehnsuchtsträume
Fort in ferne liebe Räume:
Heimat du, am Ostseestrand!

Herz, nicht trauern viel und sinnen,
Schnell ist Rast und Ruh von hinnen,
Lausch der Friedensharfe innen,
Die in ew'ger Schönheit schwingt,
Nur nicht klagen viel, nicht zagen,
Wird wohl bald ihr Spiel zerschlagen,
Eh' ich seine Pracht konnt sagen,
Wenn mir auch das Herz zerspringt. . . .

Schönheit, die so ewig klingt,
Darf wohl selbst kein Tod zerschlagen,
Marter nicht und Grab zernagen,
Will ich zu den Sternen tragen,
Wo ihr Urquell ewig klingt,
Und in neuen Schöpfungstagen
Auch mein Wollen sich vollbringt.

Walter Roy, stud. med., Jena

geb. 1. Juni 1894, Hamburg

gef. 24. April 1915 beim Sturm auf die Combres-
höhe bei Les Eparges.

Döberitz, den 14. November 1914.

... Ach wie ist das alles so plötzlich anders geworden. Erst dieser freie, sonnige, wonnvolle Sommer, goldene Freude, freies Leben, Begeisterung für Natur, Poesie, Musik, Licht und Freude, Freundschaft und Liebe, brausende Jugendlust, ach, wie war dieser Sommer so schön und nun kalter, grausamer, bitterer Ernst, kalter stürmischer Winter, Tod und Not. Und alles ist plötzlich vorbei. Was ich geliebt und gelebt, ist mir wie ein Traum, sind Stimmungen, süße Erinnerungsstimmungen. Wahrheit ist jetzt nur eines: Krieg! Und das einzige, was noch begeistert und erhebt, ist die Liebe für das deutsche Vaterland und der Wunsch, für Kaiser und Reich zu leiden, zu kämpfen und alles einzusetzen. Alles andere ist zurückgedrängt, ist ein Träumen, wie eine ferne Rosenwolke am Abendhimmel. Wenn ich während des Marsches die Schönheiten der Natur, die herbstlichen Stimmungen sah, so ging es mir wohl wie wehmütig und traurig durch den Sinn: Ich möchte Euch nachträumen, Euch lieben, besingen können, schwärmen und andächtig sein, aber ich habe jetzt keine Zeit für Euch, der Kriegsgedanke, der Gedanke an das große Elend und die Begeisterung für unsere heiligste Pflicht nimmt mich ganz in Anspruch. Lenau, Goethe, Eichendorff, Schwind und Feuerbach, Beethoven, Wagner und Puccini und Mozart — wie sehne ich mich nach ihnen; doch ich hätte jetzt nicht den wahren Genuß an ihnen, ich könnte doch nicht recht in ihnen aufleben, jetzt — Gedanken stürmen auf mich ein, so viele, so heftig; aber

ich kann sie nicht denken, selbst dazu fehlt die Ruhe, die Zeit. — Ich glaube manchmal, ich bin etwas wunderlich geworden. Aber, wenn ich nun endlich, endlich rauskäme — es wird wohl im Dezember sein — und ich dürfte mein Leben lassen für unser Deutschtum, für meinen Kaiser, für mein Vaterland! — Ich habe ein Leben gelebt, zwar kurz dann, aber so schön, so golden, so voll Licht und Wärme, daß ich als ein Glücklicher sterben würde, wenn's nur auf mich alleine dabei ankäme. Und dieses Leben von Licht und Sonne danke ich den lieben Menschen, die mich mit ihren Gedanken begleiten, und zu denen auch Du gehörst.

Ihr meine Lieben!

Vor dem Sturm am 24. April 1915.

Hoffentlich wird Euch kein treuer Kamerad diesen Brief senden brauchen, denn es ist ein Abschiedsbrief. Solltet Ihr ihn in Händen halten, so wisset denn: ich bin gefallen für meinen Kaiser, für mein Vaterland und für Euch alle. Es gilt jetzt einen schweren Kampf, und es ist leuchtender, lockender Frühling. Ich habe Euch nichts weiter zu sagen, denn ich habe keine Geheimnisse gehabt. Und wie ich Euch danke für das, was Ihr alle drei mir im Leben Gutes getan habt, wie ich Euch allen für den Sonnenschein und das Glück danke, in dem ich lebte, wißt Ihr. Freudig, dankbar und glücklich werde ich sterben, wenn es sein muß! Dieses aber soll noch ein Gruß der heiligsten Liebe sein für Euch alle, und für alle, die mich liebten. Ich trage diesen letzten Gruß bei mir, bis zum letzten Augenblick. Dann sei er durch treue Kameraden Euch gesandt, und mein Geist wird bei Euch sein. Der gnädige große Gott behüte und segne Euch und mein deutsches Vaterland!
In inniger Liebe

Euer treuer Walter.

Johannes Iwer, Dr. phil., Berlin

geb. 30. Mai 1892 in Berlin

gef. 28. April 1915 bei Het-Sas in Flandern.

1. Dezember 1914.

Ihr könnt Euch gar keine Vorstellung von den unglaublichen Entbehrungen machen. Mein Gesundheitszustand ist trotzdem — Gott sei Dank — recht befriedigend. Wenn ich nachts bei starker Kälte, während der Regen unaufhörlich auf uns arme „Feldgraue“ niederprasselt, scharf die feindlichen Gräben beobachtend hocke, dann hülle ich mich in ein wollenes Tuch und freue mich über meine warmen Unterkleider. Auch meine Stimmung ist trotz allem gut. Freilich wenn bei endlosen Märschen der Tornister drückt und die schmerzenden Füße den übermüdeten Körper nicht mehr weiter schleppen wollen, dann seufze ich ab und zu, und wenn die Granaten in unheimlicher Nähe platzen, dann zittre ich so ein klein wenig. Aber meine bisherigen Kriegserfahrungen und meine nie versiegende Hoffnung geben mir immer neue Kraft und vor allem das Bewußtsein, was mir bisher geholfen hat und weiter helfen wird. Ihr kennt mich und wißt, daß ich von solchen Dingen nie gern spreche, aber so viel kann ich Euch sagen: auch in den schwersten Stunden war es mir noch nie ein Widerspruch: „Meine Last ist leicht und mein Joch ist sanft“, und in all dem Haß, der mich umgibt, fühle ich immer stärker die Macht der Liebe. Und ich glaube immer mehr an sie, und immer deutlicher wird mir die höchste Aufgabe für mein späteres Leben, mich ganz ins Meer der Liebe zu versenken. Die echte Liebe ist das einzige, was über diese Scheinwelt hinausragt, sie ist das Ewige, und wenn man sie erfaßt, dann ist man über alles sogenannte Furchtbare erhaben.

Fritz Philipps, Stud. der Landwirtschaft, Jena

geb. 21. November 1889

gef. 2. Mai 1915 bei Cieszkowice in Galizien.

1. Oktober 1914.

Ich ziehe gern und aus innerstem Herzen freiwillig in den Krieg, von dem ich für Deutschland einen günstigen, siegreichen Ausgang nicht bezweifle. Ich wünsche, daß nicht eher die Waffen niedergelegt werden, als bis wir einen völligen Weltsieg errungen haben. Daß ich den Krieg als Krieg hasse, brauch ich kaum zu sagen, aber gerade deshalb will ich kämpfen und teilnehmen an der großen Sache, und gern sterben, wenn ich mit dazu beitragen kann, den Weltkrieg in Weltfrieden zu wandeln. . . . Meine Leiche, auch wenn möglich, bitte nicht überführen, laßt mich dort begraben sein, wo ich gekämpft habe und gefallen bin. Legt keine Trauerkleider an, legt niemandem Zwang auf, sondern freut Euch, daß auch Ihr auf dem Altar des Vaterlandes habt opfern dürfen.

24. November 1914.

Gestern nachmittag hatte ich einige sehr schwere Stunden. Ich war als Beobachter nach vorn geschickt mit einem famosen, entschlossenen Freiwilligen zusammen. Daß ich noch lebe, völlig unversehrt, ist ein Wunder. Wir marschierten die Chaussee nach Ypern herauf bis zum Nordausgang von Gheluwe. Die Chaussee steht nachmittags in der Dämmerung fortgesetzt unter sehr starkem, feindlichem Feuer. Mehrere Granaten schweren und leichten Kalibers sausten vor uns und hinter uns in den Dreck. Mit einem Male geht's s . . . schi . . . Krach, und höchstens sechs Meter vor uns geht eine Granate nieder. Einen Moment denke ich: jetzt ist's aus. Aber der ganze Regen von Sprengstücken

ging über uns fort. Wir standen zwischen Aufschlag und Wirkung. S . . . schi . . . Krach: die zweite Granate, direkt hinter uns. Wir sahen uns an mit roten Köpfen: „Ein Wunder“, und dann marschierten wir stracks, ohne nach rechts und links zu sehen, mit zusammengebissenen Zähnen, stumm zur Beobachtungsstelle. Sämtliche Bäume der Chaussee völlig von Kugeln zerfetzt, links und rechts tote Pferde und Menschen, die Häuser an der Straße: Trümmer. Tief im Keller der Beobachtungsstelle lagen einige Offiziere und Unteroffiziere vom . . . Regiment. Ich bat um ihr Scherenfernrohr, und in aller Hast stellte es mir ein Unteroffizier im Dachgiebel, der völlig zerschossen war, auf, und verschwand so schnell, wie er gekommen. Die Offiziere riefen mir von unten noch zu: „Ja nicht bewegen, der Feind kann die Stelle erkennen, er hat heute schon mehrere Volltreffer hindurchgejagt.“ Das war sehr verheißend, aber was half's. — Ich konnte gut beobachten. Plötzlich ging's los: S . . . schi . . . Krach . . . S . . . s . . . schi . . . Krach, und ein Granatregen überschüttet das Haus. Meinem tapferen Freiwilligen saust ein Ziegel aufs Gehirn, aber ohne Verwundung. Die Offiziere unten schreien: „Kommen Sie herunter, kommen Sie herunter!“ Einen Moment kommt mich eine Schwäche an: „Was meinen Sie, bleiben wir?“ Er: „Ja.“ Ich: „Gut.“ Einen Moment kniff ich nochmal die Augen zu, und dann einen Ruck, und mit völliger Ruhe beobachte ich weiter. Eine Stunde darauf brachte ich eine gute Meldung zur Batterie. Man wird hier draußen, man mag wollen oder nicht, ein anderer Mensch. . . . Jedesmal kam mir in der Gefahr der Gedanke: „Ob Mutter wohl jetzt betet?“

Ludwig Franz Meyer, stud. iur., Freiburg (Brs.)

geb. 9. Dezember 1891 zu Gnesen
gef. 3. Mai 1915 vor Sochajew.

Krolowa Wola, Februar 1915.

Meiner Mutter!

Nicht uns, die fechten, stürmen, siegen, fallen,
Schlägt dieser Krieg am blutigsten die Wunden,
Er gab uns manche frohen, frischen Stunden.
Die Mütter trifft die schwere Zeit vor allen.

Denn ist's hier draußen auch ein hartes Leben,
Wir lernten schnell uns daran zu gewöhnen,
Sie aber sind beständig bei den Söhnen
Mit ihren Sorgen, unter stetem Beben.

Wir lernten, uns an trockenem Brot zu weiden,
Uns scheint's ein Leben, wie es Fürsten führen,
Sie mag den vollen Teller nicht berühren:
„Wird auch mein Sohn nicht heute Hunger leiden?“

„Wo mag mein Sohn sich heut wohl niederstrecken?
Wird er wohl frieren?“ So gehn ihre Sorgen.
Und schlaflos findet sie der frühe Morgen.
Und frierend liegt sie unter warmen Decken.

Uns macht der Kampfeslärm nicht mehr beklommen,
Die Kugeln schrecken uns nicht mehr, die schnellen,
Die nächtens schrecklich in den Traum ihr gellen:
Es hat ihr jede ihren Sohn genommen.

Es wird dereinst der Friede schnell vertreiben
Bei uns des Krieges Ungemach und Wunden,
Ihr aber blieb ein Zeichen dieser Stunden,
Denn graues Haar wird immer graues bleiben.

Ich glaub, wenn wir der Mutter einst begegnen,
Wir werden auf die Kniee sinken müssen,
In Demut ihre grauen Strähnen küssen:
„O Mutter sieh! Mir half dein treues Segnen.

Laß Deine Hände küssen, deine weißen,
O süße Mutter, laß mich dies dir sagen:
Auch du hast diesen schweren Krieg geschlagen,
So laß mich dich die größte Heldin heißen.“

Ludwig Finke, stud. iur., Freiburg

geb. 20. Juli 1893

gef. 9. Mai 1915 vor Nieupoort.

19. Dezember 1914.

Warmer Seewind streicht leise rauschend durch die blattlosen Kronen der schlanken Bäume und schlägt einem fast den Atem in die Lungen zurück. Wie lange marschieren wir schon in die stille Mondnacht? Reiter auf der Landstraße. Ein Trupp vertriebener Bewohner zieht fast lautlos vorbei. Kinder wimmern leise, die Erwachsenen schleichen hohlwangig, weißhaarig, mit abgestumpften Gesichtern. Wir nähern uns der Schlachtfront. Zerbrochene Wagen, Munitionskarren. Hier und da ein toter Gaul. Der streckt die Beine weit von sich, und der Hals wühlt sich in den sumpfigen Wiesengraben am Weg. Dann die toten Krieger.

Fern loht ein brennendes Gehöft. An einem zerschossenen Gebäude ein weitausholender Erdaufwurf, fern in der Ebene verschwimmend. Jetzt sind wir da. Eine halbe Stunde, und die Deckung ist instand gesetzt. Alles ruht vom Marsche. Nur der jeweilige Posten späht, das Gewehr im Arm, scharf in das falbe Flimmern und Leuchten über der Ebene. Aber nichts regt sich. Das tote Vieh auf der Weide ist ja still wie die ausgestorbenen Gehöfte. Eine ruhige Nacht im Schützengraben.

Ein Morgen mit leuchtenden Farben ist über dem fernen Waldstrich aufgegangen. Dunkle Regenwolken, denen die Sonne die Ränder purpurn und golden säumt, jagen im Morgenwind. Und in die kalten, steifen Glieder kriecht langsam die Wärme des kommenden Tages. Ich recke und strecke mich ein wenig, aber ein auf meine Helmspitze wohlgezielter Schuß, der mir den Sand ins Gesicht wirft, mahnt mich, sitzen zu bleiben.

Derweil beginnt der Chor der Artillerie auf beiden Seiten. Lauter und lauter kracht's, dazwischen das Summen und Pfeifen in der Luft. Da, ein Krachen und Splintern in den Ziegeln des Hauses, zehn Meter von unserer Stellung. Das war der erste Gruß. Und dann das langsame Suchen der feindlichen Artillerie nach uns, dieses sichere, ruhige Sichnähersessen der Granaten, das die Nerven aufreizt, daß sie zittern wollen wie Edelpferde, die plötzlich nahebei den scharfen Knall der Peitsche hören. Aber ruhig bleiben, ruhig! Laß die Steine und die Erde nur auf den Zeltvorhang rollen, die Schrapnellkugeln oben auf die Deckung trommeln und drüben in den Dachziegelnestern rumoren! Ich luge vorsichtig hinaus. Die Luft ist stickig von Gasen, weiße Wölkchen in der Luft und der scharfe Einschlag der Granaten dazwischen. Horch, die war nicht weit, die Erde der Deckung bröckelt und die Splitter sausen. Man gewöhnt sich bald an das Ganze und steckt sich eine Pfeife an. Die schmeckt noch — ergo alles gut. Laß sausen, was sausen mag. Schon werden die Einschläge seltener, das Duell ist vorüber.

Abend. Durch den Wald rauscht der Regensturm, klatzen die schweren Tropfen. Wir hasten durch das Stammwerk. Die Offiziere treiben. Warum wohl? Plötzlich stockt die Kolonne. Leises Raunen vorne: Wasser. Es kam plötzlich. Aus dem Boden quoll es. Die See bricht wieder ins Land. Knietief geht es durch das Wasser, dann bis zum Leib, dann wieder bis zum Knie. Der Mantel wird schwer. Einer hat die Stiefel verloren. Weiter! Regenboen verdüstern das Abendgold. Da strauchelt einer und stürzt in die Wasserfläche. Fluche, leises Lachen, die Komik der ernstesten Augenblicke. Kameraden helfen. Dann geht's durch knietiefen Ackerschlamm. Die Beine wollen stecken bleiben; aber raus müssen sie doch, so sehr sie fürs

Dableiben zu sein scheinen. Hinter uns schließt sich der Schlamm wieder. Und die Wasserfläche kräuselt sich im Wind. Der pestige Hauch des Seewasserschlammes klemmt die Lungen.

In einem Stall mit durchlöcherter Dach, durch das der Mond fahl und silbrig scheint, einige Stunden Rast. Man liegt, ob neben Pferden oder Menschen, das weiß man nicht. Auch nicht, wie lange man liegt. Die Füße haben längst das Gefühl verloren. Wie wir weiter ziehen, steht der Mond am Himmel, Kanonendonner dröhnt durch die Nacht. Keiner weiß, geht es wieder gegen den Feind, geht es zurück? Man marschiert nur. Allmählich wird der Lärm immer schwächer. Und wie die Sonne aufgeht, dröhnt's nur aus weiter Ferne.

Ostende, 19. März 1915.

Durch die einfach vornehmen Säulentorgänge des großen Palasthotels am Strande fegt der eisscharfe Seewind wirbelnd weiße Massen von Schneeflocken. Über der Rennbahn braut's und quirlt's, grau in grau, durch die Säulen pfeift's und klingt's — ein Wintersturm geht über die große Dünenstadt, kurz und derb, nicht lang andauernd, schwermütig, wie die Flocken bei uns in den Bergen fallen. Und wie wir vom Bade heraus wieder in den großen Säulengang treten, lacht die Sonne wieder über den weißen Dächlein der Badekarren, die da auf der Rennbahnwiese aufgefahren stehen — eine ganze tote Stadt von weißen Dächlein, die dem lustigen, sorglosen Leben von ehemals wieder entgegen harren. Da ist auch ein solcher herber, scharfer Wintersturm drüber hinweggegangen.

In den Anlagen vor der Hauptpost blühen die Gänseblümchen, sprießen leise frühlingsahnende Grünblättchen an den Gesträuchen, webt die Sonne um bemoostes Ge-

zweig leichtschimmernde Strahlenbüsche, singen die Vögelin über unseren Häuptern. Ein duftendes Frühlingsweben in der lauen Luft. Und auf dem Teich ziehen die Schwäne ihre ruhige Bahn, recken den weißen Hals und schauen den Kindern zu, die am Ufer spielen unter der Aufsicht eines freundlich blickenden Mütterleins von 60 Jahren. Die Sonne scheint warm auf den Platz, und die Alte lauscht dem hellen Kinderlachen und schaut den Schwänen zu. Würde man nicht die Zeit vergessen und all das Winterleid? Aber schon hallt von fernher der Donner der Geschütze in den stillen Park, und weiße Wölkchen am blauen Lenzhimmel beweisen, daß sie wieder hinter einem Flieger her sind. — Schrapnell um Schrapnell zieht seine Bahn mit dem scharfen, böartigen Zischen. . . .

An den Boulevard von Iseghem stößt die einzige Stelle der „Digue“, die auch der Nichtoffizier betreten und sich dabei am Blick auf den weiten Kanal laben kann. Die schlanken, weißen Leuchttürme ragen blendend in das Himmelsblau, die Hafensmole liegt still und verlassen, ebenso wie die ganze Strandfläche bis Blankenberge und Zeebrügge. Man hat heute einen weiten, klaren Blick. Die Flut hat eingesetzt, Welle auf Welle rollt an den Sand, schäumt und verebbt, jagt sich und tollt wie ein spielendes Kind. Stahlblau, dann wieder seltsam warmbraun, dann schimmernd im Sonnenlichte, dann weiß gekräuselt liegt die weite Fläche vor unseren Augen. Und fern am Horizonte verschwindet der zartschimmernde Saum der Dünenbrandung im sammeten Lila des Mittagsdunstes. . . .

Wir wandern heim. Die Hotelbauten am Strande sind meist geschlossen. Das Badeleben ist tot. Und doch ist Ostende nicht die Totenstadt wie seine reiche Rivalin, Westende-Bains; zwar sind es meist Soldaten, feldgraue Fronttruppen, „blauer Landsturm“, Matrosen in ihrer kleid-

samen Uniform, die die Straßen dicht beleben, die die Läden beschauen, auf den Boulevards flanieren, die Restaurants und Cafés füllen, die allem rasch ein kleines Mäntelchen anheimelnd-lockenden Deutschtums überwerfen. Aber schau, dort auf dem Platze, wo die Regimentsmusik spielt, da promeniert durch die Kursaalanlagen auch die elegante Dame von Welt, mit dem seltsam herrischen, stolzkühlen Blick, die Großmutter mit der niedlich kleinen Enkelin — oh, was die hübsche blonde Ringellöckchen hat! — und manche von den Modepuppengestalten, die mit ihren Stöckelschühchen, durchbrochenen (fast kaum wahrnehmbaren) Strümpfen, dem kecken Hut und dem kostbaren Pelz aus irgendeiner Modeschau zu kommen scheint. Ihr Zierhündchen muß sie wegen der deutschen „Barbarenvorschriften“ an der Leine führen. Daher ihr feindseliger Blick, mit dem sie den derben Infanteristen mustert, der ihr so aufmunternd mit der Zunge zuschnalzt, wie wenn er daheim auf dem Tanzboden wäre. . . .

Middelkerke, 28. April 1915.

Wir haben hier drei Monate des üblichen Stellungskrieges hinter uns. Tage der Ruhe und des behaglichen Landlebens in den Reservestellungen, Tage des furchtbarsten Granatfeuers vorne, oder gefahrvolle Stunden eines Feuerüberfalles seitens feindlicher, marokkanischer Infanterie, die glänzend schießt und mich, solange ich noch als Gefechtsordonnanz unterwegs war, oft böse befunkt hat. Revolverkanonen, Minen, Gewehrgranaten, alles haben wir zur Genüge gehabt. Und manchen frischfröhlichen Kameraden deckt heute der weiße, weiche Sand der Düne. Ich habe das Meer gesehen, wenn der Sturm darüber ging und der Nebel wogte; wenn die Goldsonne darauf lag, hab ich von der Düne aus drüber hingesehen, und wenn das flammende

Abendrot im Westen aufkam. Manche famose Streife habe ich „außerdienstlich“ durch die weiten einsamen Dünenberge gemacht, trotz feindlicher Schrapnelle und Flieger und Kanonenboote. Und wenn der Sturmvogel auf die See hinausstieß, dann hab ich oft gewünscht, ich könnte mitfliegen, der Sonne, dem Vergessen zu. Sind nicht die weißen großen Berge daheim schöner als selbst die sonnigste Düneinsamkeit? Können mir die blühenden Buschkätzchen, die Blumen in den Gärten der zerschossenen Häuserruinen den Blütenfrieden daheim ersetzen? Und wenn mir abends die Post in den Graben die Briefe bringt, und ich stehe und lese beim Gluten des Lenzabends die innigen Worte . . ., dann hat man halt doch Sehnsucht nach dem Frieden, nach daheim, und den fernen Stunden seligen Glücks — ach, was liegt alles schon dazwischen und was wird noch kommen?

Aber wenn dann wieder die Gewehrketten um die Deckung pfeifen und das erste düstere Grollen die Grüße der sichertreffenden (wohl beinahe unübertrefflichen) französischen Kanonen ankündigt, dann faßt die hartgewordene Hand krampfhaft nur das Gewehr. Werden sie heute endlich kommen? Das Harren macht nervös, ein Angriff wäre Erlösung. Und doch weiß jeder, daß nur wenige in den vorderen Stellungen ihn überleben können. Es ist eine seltsame Sache, so eine Abendstimmung auf dem blutigen, zerstampften Feld vor Lombartzyde, groß und schön und zugleich doch wieder so wehmütig und traurig. . . .

Etwa 90 Mann haben wir in den „belanglosen“ Stellungskämpfen in den paar Wochen verloren. An mir selbst ist's ein paarmal nahe genug vorbeigegangen. Es ist kein frohes Gefühl, die Reste der Kompanien zu sehen. Von denen, die Weihnachten mit mir nach Bixschote rückten, bin ich bald allein übrig.

„Haltet die Ohren steif, jetzt kommt die Reihe an Euch“, pflegte mein armer Offizierstellvertreter und Papa Zugführer zu sagen, als ihm die Granate den Rücken aufgerissen hatte und ich bei ihm im Unterstand saß, bis die Sanitäter ihn wegtrugen. Ob er recht hat? Das Schwerste kommt ja erst noch. . . .

Heut haben wir das erstemal nicht abgelöst. Wir waren zwar mehrmals alarmiert und sind zweimal hier in M. von Kanonenbooten stark beschossen worden. . . . Trotzdem rückten wir heut zum ordnungsmäßigen Termin nicht nach vorne. Ruhe? Ich glaube nicht daran! Zur Verfügung des Generaloberkommandos? Ich glaube, wir kommen vielleicht nach Ypern, Dixmuiden oder Drie Graachten! Wer weiß? Unverschämt gesund ist man, und futtert, sauft und raucht wie in den besten Tagen, — Du bist wieder unfrisch, arbeitsmüde! Schlimm, armer Kerl! Aber Du kannst nit! Das Herz ist nicht schuld daran (*der Adressat war herzkrank*). Und doch wieder das „Herz“. Verstehst mich? Dir fehlt die Lebensfreude. Die hättest Du hier draußen gelernt, wenn man Dir das Leben hätte nehmen wollen; dann hättest Du gesehen, wie schön es doch ist. Aber auch das konntest Du ja nicht. Armer, armer Kerl! Sind wir Soldaten doch noch glücklicher als Du?

Herbert Weißer, stud. arch., Techn. Hochschule Charlottenburg

geb. 6. März 1892 in Lissa
gef. 25. Mai 1915 vor Ypern.

3. Mai 1915.

Wenn ich Dir jetzt von mir schreiben soll, so möchte ich am liebsten nichts schreiben als: „Weißt du noch?“ Aber das paßt nicht so ganz in die Zeit, obwohl man dies „Weißt Du noch“ manchmal doch nötig hat hier draußen.

Ob ich froh bin, fragst Du? Ich kann das mit gutem Gewissen nicht bejahen. Aber ich glaube, daß ich nach drei bis fünf Jahren die Größe dieser Zeit erkennen und mich an ihr freuen werde. Meine Phantasie ist überlastet beinahe wie die eines Kindes, dem die Amme Schauermärchen erzählt. Das hindert mich natürlich nicht im geringsten, hier meine Pflicht zu tun, sogar mit einer gewissen Freudigkeit. Junge, Junge, wenn ich hier wie gestern während eines Angriffs unsererseits, dicht hinter dem Schützengraben in Artillerie- und Infanterieführerleitung flicke, mit zwei anderen allein, ohne Verbindung mit unserer Truppe, ohne zu wissen, wie das Gefecht steht, und ob einen nicht jeden Augenblick die Franzosen abschneiden. Ohne Waffen! Und im Kugelregen auf Bäume klettern, statt sich an der Erde Deckung suchen! Da spürt man's doch, daß man jung ist, und man lacht sich eins ins Fäustchen, dünkt sich beinahe unverwundbar. Das sind schöne Augenblicke, die hab ich neuerdings hier recht häufig. Du liest ja in den Zeitungen von unserem Vorgehen. Wir sind gerade in der tollsten Ecke, die ersten, die das faule Liegen in der Stellung durchbrochen haben. Aber dann sieht man wieder die langen, langen Verwundetenzüge, sieht die Leichen auf den Schlachtfeldern, sieht, wie der Krieg seelisch und moralisch auf die Menschen wirkt, sieht brennende Dörfer und was alles. Da habt Ihr's zu Hause leichter, froh zu bleiben.

Hans Martens, cand. rer. techn., Charlottenburg

geb. 23. September 1892
gef. 14. Juli 1915 bei Rudnicki an der Słota Lipa.

4. Februar 1915.

Lange wird's ja nun nicht mehr dauern, dann bin ich wieder draußen — Gott sei Dank! Es ist doch schöner im dreckigsten Graben, man sieht dort all das Elend nicht so; und wenn ich mir eines wünsche, so ist es, daß mir endlich einmal im Kampf lebendige Tat beschieden sein möge! Denn wenn man im Graben steht und sich nicht regen darf, wenn die Minen und Granaten kommen, so ist das wohl Kampf, aber keine lebendige Tat, sondern das grauenhafte Gegenteil davon. Das ist überhaupt das Scheußliche in dem jetzigen Krieg, — alles wird maschinenmäßig, man könnte den Krieg eine Industrie gewerbsmäßigen Menschenschlachten nennen — man tut mit in Begeisterung für das zu erreichende Ziel und mit Verachtung und Abscheu vor den Mitteln, zu denen man zu greifen gezwungen ist, um dies Ziel zu erreichen. Die kürzlich beiderseits eingeführten Minenwerfer sind das Abscheulichste. Sie werden lautlos abgeworfen und schlagen oft 30 Mann zugleich kaputt. — Man steht im Graben — jede Sekunde kann solch Ding krepieren —, nur den einzigen Trost hat man, wenn man die Wirkung unserer Minen sieht, die so schrecklich ist, daß die Fetzen bis in die eigene Deckung herüberfliegen, — wir sind den Herren Franzosen auch hier in der soliden Ausführung über. — Nur wenige Glückliche haben hier draußen Gelegenheit zu wirklich lebendiger Tat und ich bin traurig, bisher nicht zu diesen gehört zu haben. . . .

Döberitz, 12. Mai 1915.

. . . Morgen ist Himmelfahrt! Da denke ich, liegen Sie am Wiesenbach, lassen sich die Maienluft um die Stirn

wehen, gucken in den blauen Frühlingshimmel — und Rannkel und Schaumkraut haben nichts Besseres zu tun, als den bunten Rahmen zu diesem anmutigen Bilde abzugeben.

Bautz, da lieg ich daneben im Grase und nun müssen Sie sich's schon gefallen lassen, daß ich Ihnen ein Stündchen in gottseliger Faulheit Gesellschaft leiste. Zwar, wenn Sie trotz Sonnenschein, Buchenlaub und Wiesenblumen gar noch fröhliche Unterhaltung wünschen, so werden Sie schon selbst dafür sorgen müssen, denn in dem Kerl da neben Ihnen sieht es verzweifelt bunt und unordentlich aus, — lustig blinkende Launen, bröcklige, spinnwebüberzogene Hoffnungen, unfrohe harte Vorsätze, wehmütige Erinnerungen und stolz umherliegende Träume — das alles liegt wirr durcheinander in der Rumpelkammer der Seele; und da die arme Seele besagten Menschens nur über dies eine rumplige Kämmerlein verfügt, so ist's mit Seelenfrieden, Zuversicht und wie dergleichen Dinge heißen, schlimm bestellt. Vielleicht haben Sie schon mal vor der Parktür eines schönen Schlosses gestanden, und da die Tür offen war, sind Sie harmlos eingetreten und haben sich so recht an den schattigen Alleen, den bunten Blumenbeeten und den schimmernden Marmorfiguren gefreut; — und da trat dann plötzlich ein sehr würdevoll aussehender Portier herzu und sagte mit finsterer Miene: „Für Sie ist hier kein Eingang, machen's daß Sie weiter kommen!“ Und bums, schlägt er das Tor zu, stellt sich noch recht breitbeinig davor, damit Sie möglichst wenig von der verbotenen Herrlichkeit sehen —, und Sie gingen verstimmt weiter, während aus dem Garten die Stimmen fröhlicher Menschen Ihnen nachklangen.

So ähnlich geht's mir dieses Jahr mit dem Frühling. In anderen Jahren machte ich um diese Zeit stets eine Reise, und die schönsten Stunden waren die, wo ich, gerade wie Sie

jetzt, irgendwo auf einer Wiese liegen konnte und mich des schönen Lebens in Erinnerung, Gegenwart und Hoffnung freute. — Und dieses Jahr? Ich bin durch die Buchenwälder der Stadt gegangen, ich habe mich ins grüne Gras gelegt, und der Himmel war so blau als nur irgend in einem Jahr — aber ich konnte mich nicht daran freuen, fremd war mir alles, und immer kamen die ernstesten Gedanken und trieben mich weg.

Als ich auszog in den Krieg, da sagte ich so einfach: ich hab mit allem abgeschlossen, ich hoffe nicht, daß ich zurückkomme; mein künftiges Leben betrachte ich als Urlaub vom Tode, und komme ich doch zurück, — nun so will ich ein neues, schöneres Leben beginnen.“ Ja, damals dachte ich, entweder bist du in wenigen Wochen nicht mehr, oder der Krieg ist vorbei, und nun? Urlaub vom Tode — den kann man nehmen auf Tage, auf Wochen —, aber ein ganzes Jahr oder länger? Ein Jahr lang gleichgültig durch die Welt gehen, an keinem Schönen sich freuen, an keinem Schlimmen sich grämen, alle Bande lösen und keine neuen knüpfen, und immer nur an das eine denken: Krieg und wieder Krieg!

Mein Gott, das kann man ja gar nicht — das hält ja kein Mensch aus —, ich hab doch noch warmes Blut in den Adern, und die Sonne scheint doch noch so hell; und ich mache mich auf und wandre in den Frühling hinaus.

„Der Mai ist gekommen,
Die Bäume schlagen aus ...
Wer weiß, wo in der Ferne
Das Glück mir noch blüht!“ ...

Aber von den Bergen kommt alsbald das Echo zurück, — anders klingen die Töne im Widerhall, und aus den dunklen Tannen schallt es hervor:

Und da gehe ich dann wieder zurück und lese verdrossen im Buch: „Exerzierreglement für M.-G.-Kompanien“.

Rudnicki, 13. Juli 1915 (am Vorabend seines Todes).

Ich habe mir heut einen molligen Unterstand bauen lassen, und endlich ist Stroh gekommen, da lieg ich nun drin, denke über mein Schicksal nach und warte, wie alle, mit Ungeduld darauf, daß es weiter geht. Freilich kugelsicher bin ich hier, denn ich liege beim Stabe, etwa einen Kilometer hinter den Gräben, und nur wenn ich zur Revision vorgehe in Stellung — nachts bei Regen durch nasse Kornfelder —, dann schwirren einem ein paar verirrte Kugeln um die Ohren. Zufallstreffer, wenn man eine abbekommt — wenn schon! Nein, das ist nicht ehrlich — so denke ich gar nicht —, ich mag nicht getroffen werden, wenigstens nicht so per Zufall, und ich bücke mich auch immer hübsch, wenn solch ein Segen vorübersaust; ja im Gefecht, da denkt man wohl nicht daran, da sind die Nerven mit anderem überlastet genug, da tut man seine Pflicht, ob's trifft oder nicht; aber hier: wenn ich so einsam meinen Posten abgehe, da überkommt's mich doch: Nein, du willst, du darfst nicht sterben! Du hast noch ein ganzes Leben vor dir, du wolltest erst beginnen und solltest schon aufhören müssen? Stark und gesund hat mich das Soldatenleben gemacht — ein wenig derber, ein wenig härter als früher, aber drum fühl' ich nun um so mehr sich alle Lebenskräfte regen; was gibt's nicht alles in der Welt zu erringen, vollbringen und genießen.

„Ich fühle Mut, mich in die Welt zu wagen, mit Stürmen mich heranzuschlagen, und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen!“ Und dieses Kraft- und Glücksgefühl, es sollte nun nichtig werden? Ich habe mein Leben bisher

nur auf der Schulbank gesessen und gutes und dummes Zeug gelernt; immer wieder gelernt, nichts geleistet, nichts geschaffen, und es sollte nun vorbei sein? Sollen die Kameraden recht haben, die mich aufforderten: „So genieße doch die paar Wochen noch, die dir der Zufall gab, genieße das Leben in allen seinen Oberflächlichkeiten, wenn dir der nahe Tod die Tiefen versagt.“

Nein, ich fühl's, ich werde noch was zu tun und zu sagen haben im Leben; es wird Friede werden und ein neues Leben sein auch für mich, mit jungen frischen Kräften, unverbrauchten Sinnen, mit Hindernissen und Kämpfen und Siegen.

Ist das nun schlecht, ist das unpatriotisch, wenn ich so denke? Darf der Soldat keinen Lebenswillen haben? Mag sein — ich kann nicht anders —, die Lust, zu leben, und der Mut, zu leben, werden täglich größer, ich kenne das große Leben noch zu wenig, um es achtlos von mir schenken zu können; aber Todesverachtung, Heldentum — ich gestehe es mit Scham — das könnte bei mir nur im Rausche der überspannten, betäubten Sinne, in der höchsten Erregung eines Gefechtes kommen, sonst — ach ich dachte es mir so leicht, auf das Leben zu verzichten, und ich sprach im Anfang so leichtfertig davon — und nun: „O Königin, das Leben ist doch schön.“

Arthur Meeß, Dipl.-Ing., Charlottenburg

geb. 28. März 1889, Kaiserslautern
gef. 24. Juli 1915 bei Nieuport.

18. Oktober 1914.

Euer Schweigen in den letzten Tagen, sowie das Ausbleiben von Nachrichten von Walther machten mich bang. Heute hörte ich, daß das 23. Infanterieregiment fast vollständig aufgerieben sei; da wollte ich mich gerade hinsetzen, um Euch auf das Allerschlimmste gefaßt zu machen, da fand ich den Eilbrief mit Deiner Schrift, liebe E. — und wußte genug. In dem Moment empfand ich so recht, wie mir der liebe treue Kerl ans Herz gewachsen. Ach wie gern hätte ich ihm nochmals die Hand gedrückt! Doppelt lieb sind mir jetzt die Stunden, die ich mit ihm in Berlin zusammen war. Aber trauern, Herrgott ja, es ist ein Riß im Herzen, aber jetzt, wo unser teures Vaterland in Not, mehr wie vor 100 Jahren, ist da nicht jeder Tropfen Blut geheiligt, ist unser geliebter Walther nicht den schönsten herrlichsten Tod gestorben, den man sich denken kann? Herrgott, wie ich ihn beneide, wie stolz ich auf ihn bin, wie ich mich danach sehne — verzeiht mir — auch fürs heißgeliebte Vaterland, für Kaiser und König bluten zu dürfen! Ihm ist das Glück zuteil geworden, sein letzter Gedanke war bei uns, und so wollen wir ihn im Herzen weitertragen, als unseren Stolz, unseren Helden. Euch aber rufe ich zu: Kopf hoch, blickt um Euch, das Heiligste gilt es, dafür ist das Beste als Opfer gerade gut genug; den Stolz im Antlitz, die Trauer im Herzen! Und eines wollen wir hoffen, das haben Walther und ich in Berlin uns beim Abschied gesagt: „Siegen, ja nur siegen!“ ...

Walther Gottwald, stud. theol., Berlin
geb. 23. Juli 1892 in Sommerfeld (Bz. Frankfurt a. d. O.)
gef. 25. Juli 1915 bei Woyslawice.

1. Dezember 1914.

Das letzte Bedeutsame, was wir erlebten, war der Sturm auf Dixmuiden. Es ging damals durch unsere Reihen das Gerücht, daß wir wegen unserer Verluste aus der Gefechtslinie zurückgenommen werden sollten. Doch wir irrten uns damit gründlich. Noch am selben Abend gings 9 Uhr los, und es folgte ein Marsch bei strömendem Regen, clenen Straßen die Nacht hindurch bis 9 Uhr morgens. 12 Stunden hintereinander! Doch ich erlebe immer das Angenehme, daß ich alle Strapazen nicht nur überwinde, sondern daß sie mein körperliches Befinden auch stets bessern. Ich schlief glatt 13 Stunden hintereinander und erwachte wie neugeboren. Ebenso geht es mir seelisch und geistig, trotzdem das an und für sich nicht im Kriege so selbstverständlich ist. Aber ich erlebe auch hier das Erfreuliche, daß alle geistigen und geistlichen Güter, die ich mir unter D. Schlatters Leitung als Student erarbeitete, glänzend standhalten; daß wir durch unseren Glauben Leben haben, ewiges Leben, gerade dann, wenn uns im Dienste der Liebe zum Vaterlande die Granaten zerfetzen. Das macht mich unglaublich glücklich und fröhlich. Und das ist mir so wichtig, weil wir hier keine Stunde sicher sind vor dem Feuer der ausgezeichneten feindlichen Artillerie. Und gerade im Donner der Artillerie redet Gott so eine fürchterlich ernste Sprache von der absoluten Nichtigkeit des Menschen, der nur in sich selbst den Halt seiner Persönlichkeit sucht. Man muß ihn nur heraushören. Wenn ich ja nicht in meiner Weltanschauung etwas hätte, das mich in jeder Sekunde hinaushebt über mich selbst, ich wüßte wahrlich nicht, wo ich meinen Mut hernehmen

sollte. Wie freue ich mich, Pfarrer zu werden, wo ich weiß, daß hinter mir nicht leere Kathedertheorien, sondern „die“ Realitäten alles Seins und Lebens stehen. Und wenn ich mein Leben lang einfacher Dorfpfarrer auf einem weltabgelegenen Neste sein müßte, es würde meiner Arbeits- und Glaubensfreudigkeit auch nicht einen Heller abtun. Denn das ist auch etwas, was mir immer als so wunderbar vorkommt: je einfacher und schwieriger die äußeren Verhältnisse für mich als Soldaten hier werden, um so mehr tritt das Ewige im Zeitlichen einem entgegen, und da ist es einem, als ob einer aus einer anderen Welt hinter einem hergeht, um in der bängsten Todesstunde bei einem zu sein. Was will man mehr? Ich habe die Bibel als Student wissenschaftlich erforscht; jetzt liefert der Gang der Weltgeschichte einen praktischen Kommentar dazu, so wie er nicht besser geschrieben werden kann. Und vor allem: was sie von Verheißung redet, das leuchtet einem immer mehr als goldenes Licht der Ewigkeit auf, wie mir das früher niemand klar machen konnte. Das ist auch so ein unendlicher Gewinn mitten in der Erfahrung des gräßlichsten Todes.

Kurt Peterson, stud. phil., Berlin

geb. 2. Februar 1894 zu Magdeburg

gef. 3. August 1915 bei Cykow in Russ. Polen.

25. Oktober 1914 bei Dixmuiden.

Es ist Sonntag. Eine herrliche Sonne ist uns beschieden. Wie freue ich mich, sie wieder begrüßen zu können nach all den Schrecknissen. Ich glaubte nicht mehr, sie wiederzusehen. Fürchterlich waren die Tage, die hinter uns liegen. Dixmuiden hat uns eine Feuertaufe gebracht, die wohl kaum einer aktiven Truppe vorbehalten ist: von 180 Mann 110 unverwundet. Entsetzlich hat unser Regiment gelitten. Lobende Anerkennung von der Division. Was erlebt man nicht in einem solchen Sturm! Man reißt um Jahre. Der Tod saust; Maschinengewehrhael und Kugelhael, jeden Augenblick glaubt man getroffen zu werden. Man ist dessen sicher. Vollkommen klar funktioniert das Gedächtnis; man sieht und empfindet klar. Man gedenkt der Eltern. Ein Notschrei ist im Menschen, Gedanken mit Trotz und schließlichem Ingrim: Weg mit dem Krieg, der scheußlichsten Mißgeburt der Menschenlaster! Menschen schlachten sich in Massen ab, ohne sich zu kennen, zu hassen, zu lieben. Fluch den Wenigen, die, ohne in die Schrecknisse des Krieges hineinzumüssen, ihn heraufschwören! Vernichtung ihnen allen! Denn es sind Bestien, Raubtiere! — Wie kost man mit der Sonne nach solcher Schlachten-Nacht! Mit wie anderen Augen sieht man die Natur an. Wie wird man Mensch, liebender, fühlender Mensch nach solchen seelischen Schmerzen und Kämpfen. Es gehen einem die Augen auf für die Aufgaben und die Bedeutung des Menschen für die Kultur. Krieg dem Krieger! Mit allen Mitteln gegen ihn ankämpfen! Das wird meine eifrigste Aufgabe sein, falls der gütige Weltenlenker mir ein frohes, gesundes Wiederkehren vergönnt. Man wird ein

anderer Mensch. Meinen Eltern werde ich als Neugeborener geschenkt, gereifter, einsichtiger; und insofern mögen diese Schrecknisse ihre Berechtigung haben: eine abgrundtiefe, verwerfliche Ausgeburt der Hölle, aber ein entsetzlicher, gründlicher Erzieher der Menschenseele. Großer Gott!

Meine geliebten Eltern! Bleibt gesund und betet für mich! Ich schwinde vor dem Glücksgefühl, daß uns ein Wiedersehen beschieden sein mag. — Und was schafft diese Hoffnungsstimmung? Die Sonne, die liebe Sonne am Sonntag, den 25. Oktober. Milde wärmend und Segen ergießend in die verzweifelten Menschenherzen liegt sie über der Erde. — Der Donner der Geschütze klingt nicht mehr so schrecklich. Wie die Nacht dem Lichte weicht, so siegreich wird das schmutzige Gewürm des Krieges dem Sonnenlichte der Kultur weichen müssen.

27. Oktober 1914.

In der Nacht zum 25. im Schützengraben vom Regen überrascht. Ich weiß nicht die wievielte Nacht schon hier draußen im Freien in der Kälte und Nässe ohne genügende Verpflegung; und so ist's bis heute geblieben. In derselben Nacht Aufbruch aus dem Schützengraben, gegen 2 Uhr. Ich der 2. Kompanie zugeteilt. Wo meine Kompanie ist, ich weiß es nicht. Sturmangriff auf Dixmuiden. Furchtbar! Eine Wiederholung des ersten Angriffes. Wieder gescheitert an dem furchtbaren Maschinengewehrfeuer. Das angefangene Hurra verstummte. Wie Blei lag alles am Boden und um uns herum heulte und zischte der Tod. In solcher Nacht kann man zum Greise werden. Sonderbarerweise blieb in mir alles ruhig. Ich kann meinen Zustand nicht schildern, der durchaus einfach war. Klar und hell war mein Kopf, nur der Gedanke an die gnadenreiche Mutter herrschte vor und konzentrierte Schmerz und höchste Qual. Im übrigen alles kalt und ruhig, nicht er-

geben, aber sicher wartend auf den Tod. O fürchterliche Minuten! Man fürchtet den Tod und könnte in solchen Stunden den Tod herbeisehnen aus Entsetzen vor dieser Art des Todes. — Zwei Sturmangriffe mitgemacht; möchte keiner mehr folgen! Nichts sehnlicher als dieser Wunsch neben dem, gesund nach Hause zu kommen. Wohin ist aller Mut geschwunden? Wir haben genug vom Kriegführen. Nicht feige braucht man zu sein, aber das Menschliche empört sich gegen diese Unkultur, dieses grauenhafte Schlachten. Weg, weg mit diesem Krieg! so schnell wie möglich zu Ende! — — — Ganz dicht lagen wir vor der Linie der französischen Schützengräben. Ich hörte die französischen Befehle, und über uns raste der Tod. Mit mehreren Kameraden gelang es mir, mich wegzustehlen, kriechend und springend unter fortwährend verfolgendem Gewehrfeuer in einigermaßen sicheres Gebiet zu gelangen. Wir kamen zu einer Maschinengewehrabteilung, bei der ich mich noch heute als bedeckender Infanterist befinde. Von meiner Kompanie ist nichts zu hören; sie soll zehn Kilometer entfernt stehen. Wann sehe ich sie wieder? Hoffentlich recht bald. — Heute abend soll wieder ein Sturm unternommen werden. Ob er gelingen oder aber scheitern wird, weiß niemand. Ich mache mir keine Gedanken, daß ich unter diesem Gesichtspunkt mich aber freue, nicht zu meiner Truppe zu gehören und dieses fürchterliche Sterben mitzumachen. Gemein! Der Schweinehund im Menschen ist zu stark. Mach ein Ende, o Herr, du gütiger Weltenlenker, mit diesen Schrecken. Gib uns recht, recht bald den Frieden. Gönn' uns lieber eine freudige Rückkehr und Zeit, die entsetzlichen Lehren, die wir hier empfangen haben, im Leben segensvoll zu betätigen; denn erzogen sind wir wohl alle. — Geliebte Eltern! Ich denke nicht, daß Ihr über Euren Sohn zu klagen haben werdet. Gott

stärke und segne und tröste Euch und erhalte Euch mir zu einem liebevollen, segensreichen Zusammenleben; adel

29. Oktober 1914.

Man glaubt, nie wieder das Lachen erlernen zu können, nachdem man derartiges durchgemacht hat. Schwermut, tiefe Schwermut. — Ich weiß es, nichts in meinem ganzen Leben kann das Glücksgefühl aufwiegen, das ich empfinden werde beim gesunden Wiedersehen mit meinen lieben Eltern. Was sie mir waren, an was ich es ihnen gegenüber habe fehlen lassen, das wird mir jetzt so bitter klar. Meine Eltern! Ihr sollt einen anderen Sohn wiederbekommen!

Die letzten drei Verwundeten vom ersten Sturm lagen noch draußen. Immer nur einer konnte geholt werden. Der Feind achtet nicht auf die hilfebringenden Bemühungen. Er verdoppelt das Feuer. Beim zweiten Gang verließen mich die Träger, um sich verspätet und angstvoll einzufinden. Zwei Verwundete lagen noch da. „Einen kann ich nur nehmen. Wer will noch warten?“ „Nimm ihn“, sagte der Jüngere wie selbstverständlich und deutete auf seinen schwer verwundeten älteren Kameraden, einen Landsturmmann und Familienvater. „Aber nicht wahr, Kamerad, du läßt mich nicht im Stich?“ Impulsiv reichte ich ihm die Hand. Damit war ich gebunden. Nichts sollte mich zum dritten Male in das Feuer treiben, hatte ich mir gelobt. Aber die Seelengröße des Verwundeten mußte diesen Vorsatz umwerfen. Ich bin Gott sei Dank kein Lump und Wortbrüchiger geworden. Der Leutnant wollte mich nicht gehen lassen. Am Abend ließ er es zu. Er lief die ganze Kompanie ab, bis er endlich Freiwillige fand. Der Verwundete wurde auf Zeltbahnen hereingebracht. „Ich freute mich so den ganzen Tag auf Euer Wiederkommen“, so begrüßte er uns. Könnte man doch allen so helfen!

Johannes Schumann, stud. med., Freiburg i. B.
geb. 14. Mai 1895 in Nietleben (Saalkreis)
gef. 24. August 1915 bei Ichteghem.

Den 1. August 1915.

Wir haben draußen vor der Türe im Walde gesessen und der Musik, die zur Einweihung des Kasinos spielte, zugehört. Es erinnerte mich so sehr an die Abende, die ich mit Wandervögeln und Wikingern im Walde zugebracht habe, bei Klampfspiel und Feuerschein. Doch die einst mit im Kreise lagen, wo sind sie?

Auch viele am Ziele,
Zu den Toten entboten.

Ich kann mich noch lebhaft eines Abends im Wasgau erinnern. Nach einer wunderbaren Kammwanderung hatten wir in einer alten, halb verfallenen Burg halt gemacht. Wir schlugen ein Zelt auf, brannten ein großes Feuer an. Der Mond lugte zwischen den verfallenen Fenstern durch und goß sein Licht über die weite elsässische Ebene, auf die wir von unserem Felsensitze herabsahen. In den Fenstern saßen wir. Lange hatten wir gesessen, nur Lotzes Zupfgeige ließ ab und zu einen kräftigen Akkord hören. Da trat Ricke ans Feuer und sprach den Anfang von Faust: „Die Sonne tönt nach alter Weise — Im Brudersphären Wettgesang“ bis zu dem Bekenntnis Fausts zur Erde in der Osternacht. Er sprach wundervoll, und lange wirkten die Verse nach, bis Schulze ans Feuer trat und das Kampflied sang: „Ich habe Lust in weitem Feld — Zu streiten mit dem Feind“. Perdelwitz und ich saßen oben am Turm und schauten hinunter ins Tal. Perdelwitz ist jetzt wieder in den Vogesen und hält die Wacht fürs Elsässer Land. Schulze liegt mit schwerer Wunde im Lazarett, Ricke liegt in Polen begraben, und Lotzes Grab steht bei Nieuport. Und ich gehöre zu der Yser-Wacht im flachen Flandern.

Eduard Bruhn, stud. theol., Kiel

geb. 18. Oktober 1895 in Schlammersdorf
gef. 17. September 1915 in Rußland.

17. September 1915.

Liebe Eltern!

Schwerverwundet liege ich auf dem Schlachtfeld. Ob ich durchkomme, steht in Gottes Hand. Sonst weinet nicht, ich gehe selig heim. Euch alle grüße ich noch einmal herzlich. Möchte Gott Euch bald Frieden schenken und mir eine selige Heimfahrt geben. Jesus hilft mir. So stirbt sich's leicht.

In herzlicher Liebe

Eduard.

Gotthold von Rohden, stud. theol.

geb. 4. Februar 1895 in Bielefeld
gef. 26. September 1915 in der Champagne.

Beaurains vor Arras,

am zweiten Weihnachtstag d. J. 1914.

... Den Weihnachtsabend waren wir gespannter auf dem Posten, weil die Franzosen wohl einen Angriff versuchen konnten. Der Halbmond strahlte in voller Helle — ein recht ungünstiges Wetter zum Patrouillegehen. Sechs Kriegsfreiwillige vertrauten sich meiner Führung an, und nach Einbruch der Dunkelheit krochen wir los; der Feind ist kaum 400 Meter entfernt. Eine natürliche Böschung führte auf den Feind zu, so daß wir in ihrem Schatten bis ziemlich dicht herankamen. Während Ihr fröhlich unter dem leuchtenden Weihnachtsbaum saßet und die Kinder gespannt auf das Abnehmen des schneeweißen Leinen von den Geschenktischen warteten, während dann einer der anderen Herrlichkeiten gebührend bewunderte und Ihr vielleicht später gemütlich und traulich beisammen saßet und Euch einfach über dieses Beisammensein freuetet, da kroch ich Schritt für Schritt, immer mit voller Nervenkraft auf jedes Geräusch oder dunkles Etwas gespannt achtend, auf den vor mir liegenden feindlichen Graben los. Nun war ich so weit, daß ich nur noch einen „Sprung“ zu machen gedachte. Doch endlich waren die Franzleute vor uns aufmerksam geworden. Die ersten scharfen Schüsse hallten durch die schweigende „stille Nacht“. Wir vier Leutchen — zwei hatte ich zur Sicherung gegen Umzingelung zurückgelassen — hockten hinter einer kleinen Deckung. Mein fester Entschluß war sofort: Verteidigung wäre unser aller sicherster Untergang, denn schon kamen sie von rechts und gerade aus auf uns zu, ein Einkreisen würden wir nicht verhindern können; — Also zurück. Gesehen und beobach-

tet hatte ich genug. 30 Meter hinter uns ist wieder eine kleine Deckung. Noch sind wir nicht dahinter verschwunden, als eine der vielen Kugeln meinen Kameraden K. W. niederstreckt. Ein anderer, dem eine Kugel am Arm durch Mantel und Rock, eine andere zwischen den Beinen durch den Mantel fuhr, wollte auch zurückbleiben, aber auf meinen strikten Befehl rettete er sich ins Dunkel; der vierte war kopflos davongelaufen und hatte die ganze Kompanie mit Hauptmann durch die Nachricht von meiner und W.s Gefangennahme in hellste Aufregung versetzt. Die Franzosen kamen näher, mein Schicksal schien mir vollkommen besiegelt: Ade jetzt Ihr da drüben und Ihr zu Hause; wenn die Franzosen Menschen sind, dann vielleicht auf Wiedersehen nach dem Kriege! Allein lassen konnte ich W. selbstverständlich unter keinen Umständen. Jede Sekunde erwarte ich den Feind um meine Deckung biegen, — aber Gott hat es anders vorgehabt mit uns: An der Stelle, wo wir kurz vorher gestanden, machten sie halt und unterhielten sich laut, offenbar über diese nächtliche Ruhestörung. Da lag ich nun neben dem Verwundeten, bettete seinen Kopf weich, flüsterte ihm Trost zu und Mut, suchte seine Wunde am Oberschenkel zu verbinden und dachte über die Christnacht nach und — über mancherlei anderes. Und gerade diese Nacht hat uns wohl gerettet, denn der Franzmann hatte offenbar das Fest mit Alkohol zu feiern gesucht, und sang nun laut in die Nacht hinein: Marseillaise, God save the King, ein Weihnachtslied und Soldatenlieder. Einer brüllte hinüber: „Sie wollen kommen nach Paris, sie nach Paris kommen nicht.“ Die drüben sangen Weihnachtslieder mehrstimmig und unsere Vaterlandslieder. Wenn einer ein Solo gab, klatschte das Gegenüber Beifall, mäuschenstill lauschte der Franzmann unsern Christnachtsliedern, die Ihr zu gleicher Zeit wohl auch ge-

sungen. Der Feind vor uns ist abgelenkt und denkt auch nicht daran, durch eine Patrouille das Gelände vor sich aufzuklären, nur einmal wird er auf die Bewegung und das Stöhnen aufmerksam, aber die Kugeln gehen über uns weg. Als ich den starken Blutverlust sah, denke ich schon daran, mich zu melden und gefangen zu geben, um dadurch vielleicht W. vor dem Verbluten zu retten. Der Hauptmann hat mich ausgelacht, als ich ihm das erzählte, ich wäre immer noch ein zu naiver Idealist; ob ich geglaubt, daß der Feind sich großartig um einen deutschen Verwundeten gekümmert hätte! Zum Glück brachte mich W. selbst schnell von dem Gedanken ab: Nur nicht gefangen. Lauter wieder flüsterte er: „Kommen sie nicht und holen uns?“

Als ich ganz allmählich hoffen durfte, daß die Franzosen uns vorderhand nicht entdecken würden, da mußte ich auch auf einen Weg zur Rettung sinnen, so unmöglich sie im ersten Augenblick erschien, und ich beobachtete mit sehnlischer Ungeduld, wie der niedergehende Mond allmählich die Schatten der Böschung länger werden ließ. Was ich alles in den zwei Stunden, bis es tatsächlich dunkler geworden war, und ein tapferer Krankenträger doch bis zu uns hingeschlichen kam, obwohl er nicht wußte, wo wir lagen, wie weit vor, ob überhaupt noch — er hätte ja zehn Meter vorher kehrt machen können — das läßt sich nicht in ein paar Sätzen wiederholen; nur das eine will ich Euch sagen, daß ich vollkommen ruhig war und mich keinen Augenblick vor dem Kommenden fürchtete, weil ich mich in einer höheren Hand wußte. Auch macht das Bewußtsein, einem anderen Menschen der einzige Trost und Schutz zu sein, selbst stark und sicher.

Boiry, 19. Februar 1915.

Neulich traf ich auf einen Stand, der in eigenartiger Weise geschmückt war. Die Nischen und die ganze Brustwehr zierten eine Menge Blumentöpfe und besonders Ausbläser mit blühenden Schneeglöckchen, den ersten Blumen im neuen Frühling. Und ihre weiche Zartheit paßt doch so gar nicht in das grausame rohe Zerfleischen da auf der Erde. Keine behutsame Hand wird sie mit Liebe pflegen, Granaten werden den Erdboden zerfetzen, zerstampfen, zerretzen. Als ich die erste sah, habe ich sie gepflückt und verwahrt; es war nicht leicht an sie heranzukommen, auf dem Bauch mußte ich vorsichtig kriechen, der Franzmann paßt gut auf! Ein Stück des Grabens geht mitten durch einen schönen Park. Wenn es grün wird, dann muß es das reinste Idyll werden! Und dazu der schneidende Kontrast der vernichteten Wohnstätten. Es ist ein Jammer, wenn man über die Trümmer klettert, kein einziges Haus verschont, selbst die Kirche haben die Franzosen kurz und klein geschossen, an der kahlen Wand lehnt auf weißgetünchtem Podest ein buntbemalter, barhäuptiger Heiliger, läßt sich den Regen auf den Kopf rinnen, von der Sonne trocken und schaut auf die trostlose Verwüstung zu seinen Füßen tagaus, tagein, aus den Augen läßt sich nur eine stumme Anklage lesen. Auf dem Friedhof die Kreuze und Grabsteine zerbrochen, selbst die Toten haben keine Ruhe unter der Erde, tief aufgewühlt sind die Gräber — an solchen Stätten, da faßt einen der ganze Jammer des Krieges. . . .

Salency, 8. Juli 1915.

... Ich kann Euch ja verstehen, wenn Ihr möglichst viel von uns hören wollt, aber ich kann den Wert des Geschriebenen an sich, ich meine, daß man überhaupt schreibt — nicht so hoch einschätzen, ich tue es, weil ich Euch damit eine Freude zu machen glaube. Mir kommt es so vor, als ob wir vor dem Feind Stehenden losgelöst sind von allem, was uns sonst gebunden hat, wir stehen ganz frei da, der Tod darf nicht mehr Verbindungen in zu schmerzhaftem Schnitt zerreißen. Unser ganzes Denken und Empfinden ist durchaus umgestellt, wenn ich nicht befürchten müßte, mißverstanden zu werden, könnte ich fast sagen, wir sind irgendwie den Menschen und Dingen unseres früheren Lebens „entfremdet“.

Aus Deinem „neutral“ gerichteten Denken heraus machst Du mir den Vorwurf der zu großen Opferbereitschaft. Ach, Ihr Lieben, Harald hat ganz, ganz recht, wenn er von dem Zweck unseres Lebens, nach dem Kriege wirken zu können, begeistert spricht. Ich würde mich sehr wundern, wenn es anders wäre. Aber wir hier im Kriege — und ich habe anderen gegenüber doch fast nichts erlebt — fühlen uns Kräften und Wirkungen ausgesetzt, wo schlechterdings jegliche normale, vernünftige, logische — was man sonst eben so nennt — Geistestätigkeit aufhört. Da reicht der Geist nicht mehr zu Haralds „richtigem Denken“. — „Tod, hier hast du mich.“ Und dabei vielleicht ein dunkles Empfinden: „Aber aufrecht, und nicht zu billig sollst du mich haben.“ Bei dem einen bringt ein kräftig Teil von angeborenem Optimismus die Seele schneller wieder ins „Gleichgewicht“, den anderen hemmt vielleicht wahrheitssuchendes und daher zum Schwärzensehen geneigtes Reflexionsbedürfnis. Aber das sind wenig in Betracht fallende Schwankungen.

Die Worte klingen schon banal, fast lästernd, denn sie wollen diese gewaltigen Wirkungen in den winzigen Bereich des menschlichen Verstehens pressen. Ich habe den Kampf und den Tod meines alten Regiments auf mich wirken lassen müssen — Worte hinzu setzen kann ich nicht. Schweigen und aufrecht stehen können wir. „Nach dem Kriege“, der Begriff liegt uns so meilenweit fern. . . .

2. August 1915.

. . . Deine Frage, die ewige, einzige, nach der Erlösung hat eine einzigartige Lösung gefunden bei uns.

Selbst die, die sich Christen nennen, Christen der alten gläubigen Art, haben im Augenblick der höchsten physischen, vielleicht auch seelischen Not, nicht an die Erlösung durch Jesu Tod denken und glauben können; wiederum sind die anderen mit dem Bewußtsein der heiligen Notwendigkeit der Pflichterfüllung in den Tod gegangen und haben die Sorge für das Leben nach dem Tode einem Höheren überlassen. Das eigene Ich mit seinen Nöten der Sünde und Verzweiflung tritt ganz zurück.

Die ganze Sorge um mein Seelen- und Körperheil habe ich auf die Macht über mir geworfen und damit basta!

Das geht im Kriege. Nachher! Da werden Deine Fragen wieder groß und größer, schwerer, drückender.

Alfred E. Vaeth, stud. phil., Heidelberg

geb. 25. Dezember 1889 in Krotzingen

gef. 16. Oktober 1915 bei Leintrey.

Im Schützengraben bei Beaumont,

4. November 1914.

Das ist die große Notwendigkeit, die uns aufgezwungen ist: das Auseinandersetzen mit dem Tod. Fast alle müssen irgendwie über diesen Punkt kommen, nur wenige sind teils so stumpf, teils solche tapferen Naturburschen, daß sie es nicht brauchen. Der immer gegenwärtige Tod zwingt aber doch die meisten, teils wieder zu alten Göttern zurückzukehren, teils neue zu suchen. Religion — Philosophie. Fast alle versuchen sich damit auseinanderzusetzen. Man liest so viel von Todesverachtung, das gibt es überhaupt nicht, wir hängen jetzt alle fester am Leben als jemals, viel fester, direkt krampfartig oft. Wenn man oft so tollkühn vorgeht, so ist es das Wutgefühl und dann die Überzeugung: je rascher man vorgeht, desto ungefährlicher ist es. Daß alle Fatalisten sind oder werden, ist natürlich. Zu allen Zeiten war der Soldat Fatalist. Auch das tolle Genießen, das hastige Ausleben, das Leben für einen Tag ist so charakteristisch. Die Fähigkeit aber, mit den ernstesten Fragen sich gut auseinanderzusetzen, ist der Vorteil der Gebildeten im Heere. Dafür haben unsere Kameraden oft die größere Naturkraft und einen natürlichen Mut. Das ist die große Freude, die ich hatte in diesem Kriege: ich brauchte meine Anschauungen in nichts zu ändern. Ich sah, daß dieser Krieg alle Friedensbewegungen nur verstärken wird durch seine Scheußlichkeiten. Und dann sah ich oft die ungeheure Tapferkeit, die im Deutschen steckt. Helden sind wir alle deswegen nicht. Aber Infanterie gegen Infanterie, nun dann heißt's stets bei unseren Leuten: „Lat se man kummen!“ Das ist die Hauptsache.

Wie es steht? Ja, wir wissen es nicht. Ob wir siegen, wir wissen es nicht. Wir wissen nur so viel, daß uns der Sieg nötig ist, und daß wir eben unsere Pflicht weiter tun werden. Geschlagen werden wir wohl nicht, aber wir können verbluten.

26. Februar 1915.

Sie haben recht, man ist anders geworden wie früher, man scheut sich weniger sein wahres Gesicht zu zeigen; denn es kann wohl sein, daß man nicht mehr lange die Möglichkeit hat es zu tun. Und vor allem: man hat endlich mal ein Recht erworben, seine Eigenart zähe zu behaupten. Wie lange es anhalten wird, das ist die Frage. Ich fürchte eben doch, nach und nach versinkt alles wieder ins alte Geleis, und danach bleibt doch wieder nur der verbissene Trotz und seine Waffe: der Spott. Vielleicht aber rettet man ein Andenken an einzelne, und das wäre schon Gewinn genug. Nicht wahr? In diesem Sinne hoffe ich auf ein Wiedersehen.

Links von uns liegt die Garde, auch sie meist schon stark mit Freiwilligen und Rekruten durchsetzt und ergänzt. Da traf ich neulich eine recht große Anzahl Studenten, man kam ins Singen, und es klang das Lied: „O alte Burschenherrlichkeit“ hinüber zu unseren Gegnern. Man sang so mit einem eigenen Gefühl. Jeder dachte wohl heimlich daran, daß keiner mehr so ein richtiger Bursche werden wird, wenn er heimkehrt. Er müßte denn ein Flachling sein, der alles das vergessen kann, was wir Schreckliches haben in uns aufnehmen müssen. Manchmal denkt man darüber nach, was nachher werden soll. Gewöhnlich gibt man es bald wieder auf, das Denken geht nicht mehr so recht, und man lebt zu sehr der Gegenwart, dem Augenblick. Und doch können wir nicht lassen, von Zeit zu Zeit mal der Zukunft auch zu leben.

Zabern, 10. April 1915.

Wie Du siehst, bin ich immer noch in Zabern; das Neueste ist, daß der Kursus am 12. in Döberitz beginnt. Hoffentlich! Ich halte dieses leidige Nichtstun bald nicht mehr aus. Heute hat mich die Nachricht von Helferts Tod und Altschülers schwerer Verwundung ereilt. Noch selten ist es mir so deutlich und schwer bewußt geworden, welche bitteren Verluste wir haben. So geht einer nach dem anderen weg, mit einer so tödlichen Sicherheit, daß es manchmal ganz erschreckend ist. Helfert war noch der letzte der Alten, jetzt ist er weg. Mit Altschüler beginnt die zweite Reihe. Und trotz alledem: ich ginge heute lieber wieder los als morgen, zumal sie im Westen ja wieder lebhaft am Kämpfen sind. Manchmal kommt man sich wie ein Fahnenflüchtiger vor, wenn man so gesund und kräftig und dabei so ganz untätig ist. — Ich leide geradezu an schlechtem Gewissen, wenn ich bedenke, daß ich kräftig, ledig, jung hier hinten mich herumdrücke, während manch alter Landwehrmann draußen blutet. Ich bin verdrossen und unzufrieden. Wie oft ich den ganzen Offiziersaspiranten-Kursus schon zum Teufel gewünscht habe, kannst Du Dir denken. Hoffentlich geht's bald los mit dem welschen Gesindel. Dann gehst Du doch auch nochmal mit, und wenn's Dein anderes Auge kostet, was?

Sennelager bei Paderborn (Lehrkursus für Offiziersaspiranten), 12. Juli 1915.

Jetzt bin ich hier bei einem Kursus, der endlich am 7. August sein Ende finden wird, dann geht es wieder ins Feld. Zuvor hatte ich in Dettweiler Rekruten ausgebildet, und zwar die jungen. Ich muß sagen, daß ich viel Freude dabei gehabt habe, diese jungen Gemüter umzubilden, ihnen den Ernst der Zeit zugleich mit ihrer Größe ein-

„zuprägen, ihnen ihre Aufgabe zu zeigen und auch zu erleichtern.

Jetzt sitzen wir hier, langweilen uns sehr, sind empört über so manche Zustände hinter der Front, haben aber eine Freude und einen Genuß: wir haben Kameraden gefunden. Im Krieg schließt sich Freundschaft hurtig und fest, denn viel rascher ist auch die Beurteilungskraft geworden. Die Erzählung eines Erlebnisses sagt uns schon genug, ob der Erzähler ein Charlatan oder ein Kerl ist. So haben wir gute Freundschaften geschlossen; schnell mußte es gehen, denn vielleicht ruft der Tod bald wieder viele von uns. Das schöne ist eben, daß man endlich wieder Bekannte hat, die auch das lebhafteste geistige Interesse für das Erfordern unserer Zeit belebt, und daß uns endlich wieder gute Bücher nach Wahl zur Verfügung stehen. Kameraden aus allen Gegenden hat der Wind zusammengeweht, wir haben solche, die vor Ypern lagen, mit uns vor Arras und Albert kämpften, und auch richtige Freiwillige, die damals im Oktober und November singend auf Dixmuiden stürmten, 208er, Kerls, die in Rußland, Polen, Galizien fochten. Endlich haben wir so die Möglichkeit, uns langsam ein wahres Bild des Riesenkampfes zusammenzusetzen, soweit er wenigstens die Seele unserer Kämpfer berührt. Da schreibt denn mancher kernige Worte ins Stammbuch: „Lebensfroh das Soll über das Muß!“ schrieb mir einer mir selbst so recht aus dem Herzen. Auch hier das Bild, wie urkräftig alle noch einmal das Leben genießen, das sie so unerwartet noch einmal sehen dürfen. Auch hier das Bild: Fast ein jeder von uns handelt nur noch bestimmt von der Annahme des baldigen Todes; denn eines jeden Überzeugung ist (durch die Tatsache immer tagtäglich fester eingepreßt): auf die Dauer kann ja doch keiner dem Geschick entgehen, fragt sich nur, was für eine Art

Schuß einer kriegt. Und dann hört man so oft auch wieder: „Nachher, wenn wir nächstens wieder rauskommen, dann wollen wir noch einmal drauf und drangehen wie zu Beginn, das ist noch immer das Beste.“ Es ist schön, daß wir doch noch viele sind, die gerne wieder raus gehen, obschon sie alle das Furchtbare jetzt kennen, also aus wahrer Tapferkeit, nicht aus der Schein-Tapferkeit, der Unkenntnis heraus.

11. Oktober 1915.

Vorgestern kam Dein Brief, ich beeile mich, ihn zu beantworten, es ist vielleicht das letztmal, daß ich Dir schreiben kann: ein schwerer Sturm steht bevor gegen eine Stellung, die schon dreimal vergeblich trotz böser Opfer angegriffen wurde.

Ich knüpfte an eine Stelle an in Deinem Briefe: „... daß sich als mein Zukunftsideal schon ziemlich fest die Stelle aus Goethes Abendlied festgesetzt hat: ‚Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt.‘“ Siehst Du, gerade dies ist ein Ideal, gegen das ich selbst, eben weil es sich mir aufdrängt, immer wieder ankämpfe. Das ist Egoismus, es kann auch Entsamung sein, es ist vielleicht Resignation. Aber auf jeden Fall müssen wir dies Ideal bekämpfen. Das Leben ist Kampf, Kampf für die Nation würdest Du sagen, laß mich sagen: für die Menschheit. Das ist bitter, wir sind oft des Kämpfens müde, möchten einmal ruhen, aber wir dürfen uns nicht nachgeben. Es ist unsere Pflicht, allezeit Soldaten zu sein, Krieger für die Gesamtheit. . . .

Ich glaubte und glaube es noch, daß in unserem Volke der Kern und die ganze Entwicklungslinie auf den Friedensgedanken und das Weltbürgertum hingeht. Werden wir vernichtet, ist es mit diesen Blüten der Kultur aus. Darum kam ich gern. Ich kam aus Überzeugung, nicht im

Mobilmachungstaumel, der auf Euch alle so gewaltigen Eindruck machte. Es war schön, die jungen Reservisten singend zur Fahne eilen zu sehen; das habt Ihr auch gesehen; aber Ihr saht nicht die weinenden Frauen, die am Trottoir nebenher liefen; die habe aber ich gesehen. Woher das teilweise Versagen unserer Kriegsfreiwilligen? Weil sie im Mobilmachungstaumel gekommen waren und nicht aus clare und distincte erfaßter Überzeugung. Darum, weil ich aus Überzeugung kam, bin ich auch noch nicht bei denen gewesen, die wünschen: „Wär's nur rum, einerlei wie!“

Soeben kam Marschbefehl; wir werden heute nacht verladen; wohin, ich weiß es nicht. Ich glaube, wir werden stürmen. Tag und Nacht hören wir das Rollen von der Champagne. Gestern und heute haben wir den Sturm geübt, wir wissen genug. Ich glaube, ein Sturm, um unseren bedrängten Kameraden Luft zu schaffen. Die Kerze brennt so flackrig, man denkt auch an allerlei — man hat so oft schon Glück gehabt. Aber eins soll sein. Der Ruf: „Freiwillige vor!“ soll Freiwillige finden. Ob man die Kerle mitreißen kann? Mir kommt ein Gedicht in den Sinn, das ich einmal las:

Wir treten an zum Sturme,
Die Uhr vom nahen Turme
Schlägt bang die Mitternacht! . . .

Mein lieber Freund, nochmals geraden, aufrechten Gruß,
jetzt darf man sagen: treudeutschen Gruß!

12. Oktober 1915.

Der Sturm war wirklich schrecklich-schön, das Schönste, aber auch das Schlimmste, was ich erlebt habe. Unsere Artillerie schoß wunderbar, und nach zwei Stunden (die Franzosen brauchen siebzig) war die Stellung sturmreif für deutsche Infanterie. Der Sturm kam — wie eben nur

deutsche Infanterie stürmen kann. Herrlich, wie unsere Leute, namentlich die Jüngsten, vorgingen, herrlich! Die Offiziere anderer Regimente, die zusahen, gestanden uns, sie hätten noch nie dergleichen gesehen. Gegen wahnsinniges Maschinengewehrfeuer ging es mit einer Sicherheit vor, die uns niemand nachmachen kann. So war die Höhe, die dreimal vergeblich angegriffen worden ist, in einer Stunde genommen. Die Beute ist größer, als der Tagesbericht angibt.

Aber nun kommt erst das Schlimmste: diese Höhe zu halten. Es stehen uns böse, böse Tage bevor. Kaum darf man hoffen, ganz gesund durchzukommen. Die französische Artillerie schießt jetzt furchtbar, und jede Nacht folgen Gegenstöße und Handgranatenkämpfe. An meiner Stelle sind wir nur 20 Meter voneinander. Jetzt, da man wieder das Leichte des Stürmens erlebt hat, schaudert man vor dem Gedanken, daß man von einer Granate im Graben zerrissen, dann verschüttet wird und so umkommt im Schlamm und Dreck. Wir alle möchten so gern noch ein paar Monate erleben, bis es endlich hier zum endgültigen Sieg vorgeht. — Der Sturm war herrlich!

Wilhelm Weidemann, stud. phil., Kiel

geb. 19. September 1893 in Altona

gef. 13. Februar 1916 bei Steenstraate (Flandern).

Flandern, den 6. Juli 1915.

An die Schwester des gefallenen Freundes.

... Mag sein Leib unerkant in fremder Erde ruhen, er hat den schönsten Tod erlitten, den ein deutscher Mann sich träumt seit alter Zeit — und was von ihm in unserem Herzen lebte und in denen der wenigen, die ihm treu waren, das lebt, solange unsere Herzen leben. Und wenn auch uns die dunkle Stelle kommt, die Stelle im Wege, über die keiner hinwegkommt, wünsche ich mir keinen anderen Tod als den, den er erlitt. Wenn ich mit ihm zusammen war, so dachte ich nicht an Hesses Wort „Wahrlich, keiner ist weise — Der nicht das Dunkel kennt — Das unentrinnbar und leise — Von allen ihn trennt.“

Ich habe sonst noch Freunde gehabt, und andere haben mich zum Freund gehabt, aber ich habe auch in den reinsten Stunden stets gefühlt, daß ich allein sei — nur bei Remmer nicht. Und nun soll das alles nicht mehr sein? O, ich glaube es so bestimmt, wenn wir wohl nachts durch einen dichten grünen Wald gehen und oben leuchten die Sterne und leise rauscht der Nachtwind — dann ist Raum und Zeit und Vergangenes versunken, und wie einst gehen wir zusammen dahin.

Oder wenn wir draußen am Strande stehen und leiser Wind läßt plätschernd die kleinen Wellen in dem Kies zerren — wenn wir dann unsere Augen schließen und hören das rätselhafte Meeresrauschen — das ist uns Antwort auf die Frage, ob er bei uns ist. Kennst Du das Gedicht, in dem es heißt: „Nur nicht bittre Fragen tauschen, nur nicht forschen, warum? — warum? — Antwort ist doch nur wie

Meeresrauschen.“ O, mir ist das die herrlichste Antwort. Daraus spricht das Ewige — daraus und aus dem Rauschen des Waldes und aus dem Glänzen der Sterne, aus dem Zug der fernen, hohen Wolken, aus dem Singen der Lerchen am einsamen Deich, wenn weit hinaus die Wolken blinken, und aus dem Blühen der Blumen, aus dem Wogen des Kornes und aus dem Auge des Freundes. Das Ewige, das so unendlich viel reiner und keuscher und heiliger ist als alle herrlichen Worte und Gedanken über Ewigkeit und Unsterblichkeit, so rein und so stille, daß man stille stehen bleibt, um im Blauen der See, im Wehen des Windes selbst, diese ewige Reinheit und Keuschheit der Natur zu fühlen — ganz stille ohne tiefe und schwere Gedanken, sondern wie ein Kind, das die Herrlichkeit alles dieses Großen mit weiten Augen anschaut und staunend schweigt.

Ach, wir wandern nicht allein und einsam weiter in dieser fremden, weiten Menschenwelt, wir können ihn ja doch nicht vergessen, wir können von ihm reden, und wenn auch oft noch ein stechender Schmerz durch unsere Seele fährt — wir werden ihn so stolz und treu, wie er war, immer behalten, und werden ohne Grausen daran denken, daß, wie ihn des Todes Hand aus unserer Mitte riß, auch uns in dunkler Stunde der Schritt bevorsteht durch das schwarze, düstre Tor, durch das noch keiner seinen Schritt rückwärts lenkte, noch keiner Kunde von sich gab, — und das uns doch von den Toten nicht trennt, wenn wir nur den Tod nicht fürchten, nicht bei uns und nicht bei anderen. Er ist kein Freund, der Tod, ich kenne ihn nun, aber so genau, daß er gerne ruhig zu mir kommen kann. Ich sah den Tod noch nie — da kam der Krieg — da starb mein Vater — nun ist Remmer tot. Und jetzt mag kommen, was da will — der Tod ist oft um Haaresbreite an mir vorbeigegangen, und oft habe ich ihn ohne Wimperzucken hinausgesandt,

und wenn ich täglich im Kanonendonner und im Kugelpfeifen gehe — ich gehe fest geradeaus, — jetzt hat mir der Krieg genommen, was er mir nehmen konnte — was noch übrig ist, und alles, wofür ich nun kämpfe, das kann mir keiner nehmen. Ich danke Dir, daß Du es mir gleich geschrieben, ich war schon in Sorge. — Ich werde Dir ja nie das sein können, was er Dir war, und Du mir nie, was er mir war, aber das soll auch nicht sein, und wir können trotzdem einander schreiben, wenn uns das Herz zu schwer wird und die Stunde so einsam und unerträglich.

Flandern, 6. September 1915.

... Ich hoffe, daß die jetzige Regenperiode noch nicht den Anfang des Herbstes bedeutet, obwohl schon allerlei Zugvögel sich bemerkbar machen, Regenpfeifer und Enten. Aber mit dem Beginn des Herbstes beginnt eigentlich die Landschaft Flanderns erst richtig schön zu werden. Einzelne wunderbare Bilder, die in ihrer Eigenart auch häufig wiederkehrten, sah ich zwar im Sommer auch schon, aber so typisch für die allgemeine flandrische Landschaft waren die Bilder nicht. Erst jetzt in der Regenzeit finde ich richtigen Genuß an der Gegend, zu der in diesen Tagen so manche zufälligen Kriegsszenen großartig paßten. Die Ruinen von Bixchoote, mit nächtlich bei strömendem Regen durchziehender Infanterie, — aber am meisten die Straßen überall, mit dem grundlosen Lehm, zu beiden Seiten hohe windverwehte Pappeln mit mächtigen Kronen, — oder westlich von Merkem nach Dixmuiden zu und nach Drie Graachten, wo jetzt das Überschwemmungsgebiet ist, da war ich kürzlich an einem Nachmittag zur Reiherjagd mit meinem Burschen, als uns ein heftiges Gewitter überfiel. Die Landschaft ist da ganz eigenartig. Große Schilfmeere, dazwischen Schlammfützen voll Wasservögel und

Sumpfgotter, in der Mitte hindurch schmale Kanäle, auch durch Pappeln eingefaßt, und weil alles eben hinter der Front liegt, in einem unerhört üppigen Vegetationszustand. Und besonders in diesem Überschwemmungsgebiet ist mir auch immer wieder aufgefallen, wie schön hier erst die Wolken sind, fast wie direkt an der See, bei all dem wechselnden Wetter jetzt, wo auch oft recht starke Winde wehen. Botanisch sind die Sümpfe recht interessant. Pfeilkraut, Froschlöffel, Froschbiß, alle Wasserrosen, Butomus Rumex, endlose Schilfgräser und Riedgräser und alles so ungeheuer üppig. In Vrij Bosch fiel mir Blechnum Spicant in großen Mengen auf, ähnlich wie in Ostfriesland.

Eduard Schmieder, stud. cam., Freiburg i. B.

geb. 10. Oktober 1890 in Freiburg i. B.
gef. 8. Mai 1916 vor Liévin.

Loos, den 17. Dezember 1914.

Meine Weihnachtsbriefe bekommen alle — ich kann anfangen wie ich will — den Stempel einer weichen, wehmütigen Stimmung. Ich denke auch viel an die Tage der Vorbereitung auf den heiligen Abend, die ich liebte wie wenig andere. Ich erinnere mich besonders lebhaft eines solchen Sonntags vor einigen Jahren. Da bin ich zuerst allein, und dann mit Dir in der belebten Stadt umhergestiefelt, und da überkam mich eine besonders heftige Sehnsucht, die in schönen Träumen Wahrheit werden wollte.

Solche Träume und der Kanonendonner, der mich eben beunruhigt, passen wenig zusammen. Es ist ein unerhörtes, ständiges Rollen heute, ein fortgesetztes Krachen und Brummen und Zischen und Pfeifen.

Ich muß Dir doch meinen Traum von der letzten Nacht mitteilen, der mich lebhaft beschäftigt und mich mit abergläubischer Furcht erfüllen will. Ich war im Krieg, sonderbarerweise mit den Russen. Ich lag in einem Schloß auf Vorposten. Ich kam in ein Zimmer, und wie ich einträte, eilt mir ein schönes, verlockendes Weib entgegen. Ich will sie küssen, und da ich mich ihr nähern will, grinst mich ein Totenschädel an. Einen Augenblick bin ich erstarrt vor Schreck, dann aber küsse ich ihn, küsse ihn so heftig und heiß, daß mir ein Stück seines Unterkiefers zwischen den Lippen bleibt. Im selben Augenblick verwandelt sich der Tod in meine Anna — und dann muß ich aufgewacht sein.

Das ist der Traum vom Tod, den ich geküßt habe.

Walther Ambroselli, stud. phil., Leipzig

geb. 15. August 1894 zu Schwiebus (Brandenburg)
gef. 12. Mai 1916 bei Douaumont.

Im Felde, 19. Januar 1915.

Heute erst kann ich meinem Versprechen nachkommen und Euch einiges von der Schlacht bei Soissons am 12. bis 14. Januar erzählen. Nur einzelnes kann und will ich Euch jetzt berichten. Wenn der Krieg vorbei ist und ich wieder glücklich bei Euch bin, dann will ich Euch gern alles erzählen, was ich erlebt habe. Jetzt aber vermag ich es noch nicht. Wir zwingen uns dazu, es wenigstens vorläufig zu vergessen.

Wir lagen, wie Ihr wißt, Anfang Januar im Fort Condé. Es war ein ruhiges Leben, das wir in der französischen Infanteriekaserne dort führten. Jeden Tag zog, wie daheim in der Garnison, die Kasernenwache auf 24 Stunden auf. Am 11. Januar war ich gerade auf Wache und stand in der Nacht Posten, als eine Ordonnanz den Befehl überbrachte: „Sofort die Kompanie wecken.“ Um 2 Uhr Abmarsch, Sturmgepäck! — So ging es denn in einer halben Stunde in die Nacht hinaus. Bis gegen 6 Uhr marschierten wir auf aufgeweichten Landstraßen. Es regnete ununterbrochen. Endlich kamen wir in einen Laufgraben, der zu den Schützengräben der 48er führte. 2 1/2 Stunden gebrauchten wir, um den von Schmutz aufgewühlten Graben zu durchwaten. Schritt für Schritt arbeiteten wir uns durch den fürchterlichen französischen Lehm Boden vorwärts. Die, welche Kommissstiefel an hatten, griffen immer in die Laschen desjenigen Stiefels, der einen Schritt nach vorn machen sollte, und hoben ihn aus dem Lehm. Trotzdem blieb alle Augenblicke einer stecken, und dann stockte der Weitermarsch für eine Weile. Vorder- und Hintermann er-

griffen dann gewöhnlich den Fuß des Steckengebliebenen und zogen ihn heraus. Nicht selten kamen wir bis ans Knie in den Morast. Einige verloren die Stiefel. In Strümpfen, selbst barfuß standen einige da und drückten sich gegen die Grabenwand, um erst alle vorbeizulassen. Hundemüde waren wir, als wir endlich den Schützengraben der 48er erreicht hatten. Ich hatte mir bei der Eile des Ausrückens nichts zu trinken mitnehmen können. Die paar Schnitten, welche ich im Brotbeutel hatte, waren bald verzehrt. Die 48er konnten nicht mehr durch den Laufgraben zurück und hatten deswegen auch kein Essen. Ebenso begann uns der Durst zu plagen. So hungerten und dursteten wir gemeinsam. Die Unterstände waren schlecht. Der Regen kam durch die Decke gesickert. Um sich dagegen zu schützen, hatten die Kameraden Zelte an die Decke gespannt; da es schon lange und unaufhörlich geregnet hatte, waren diese mit Wasser gefüllt. Wir stießen einige Löcher hindurch, stellten Kochgeschirre unter und tranken. Es war unser einziges Getränk. Am frühen Morgen des nächsten Tages rückten wir in die Gräben der 52er weiter vor. Todmüde und hungrig waren wir angekommen. Die Artillerie schoß furchtbar. Unsere Minenwerfer arbeiteten ununterbrochen. Es sind das Wurfmaschinen, die mächtige Geschosse in die feindlichen Schützengräben schleudern, welche alles zerstören, in weitem Umkreise Tod und Verderben bringen. Man hört bei ihnen kaum den Abschluß, aber den furchtbarsten Donner beim Einschlag. Die feindliche Artillerie beschoß unsere Schützengräben äußerst heftig, und mancher von den unseren mußte hier schon vor dem Sturm sein Leben lassen. Noch einige Stunden bange Wartens im heftigsten Granatenfeuer, dann ging es durch den Laufgraben in den Sturmgraben. Alles war in fieberhafter Spannung! Da — um 12 Uhr ein Signal —

ein markerschütterndes Hurra — und nun ging es, so schnell jeder nur konnte, mit gefälltem Bajonett durch die französischen Drahtverhaue in den ersten feindlichen Schützengräben. Dort trafen wir nur noch einzelne verschüchterte Franzosen in den wenigen Unterständen, die noch nicht von unseren Minen und Granaten eingeschossen waren. Sie gaben sofort ihre Waffen her. Währenddessen aber mähten die französischen Maschinengewehre fürchterlich in unseren Reihen. Sie waren fast alle in die hinteren Schützengräben gebracht worden und schossen nun von dort aus auf uns. Doch ein Aufhalten gab es nicht. Nachdem unser Unteroffizier mit seiner Gruppe noch fünf Franzosen von einem Maschinengewehr gefangen genommen hatte, begann der Sturm auf den zweiten Schützengraben, die festeste Stellung der Feinde. Der Kampf war schwer. Überall Drahtverhaue und Unterholz, dazu ein steiler Abhang zu erklimmen. Unsere Pioniere, am meisten gefürchtet durch ihre Handgranaten, arbeiteten mit Äxten und Drahtscheren vor und mit uns. Da habe ich ein Heldentück bewundern können: ein Pionier sah vor sich im Schützengraben feuernde Franzosen. Schnell zog er den Stöpsel aus der Zündschnur, und schon hob er die Granate hoch, zum Wurf bereit. Mit einmal schoben sich deutsche Kameraden vor das Ziel. Werfen konnte er nun die Granate nicht, sonst hätte er sie getroffen. Da behielt er sie in der Hand, und in wenigen Augenblicken war er von ihr zerrissen. Vom zweiten Graben ging es nun über ein Feld weiter vor. Überall sah man Tote und Verwundete liegen. Der Lehm klebte uns dick am Körper, besonders an Händen und Füßen, so daß wir kaum noch vorwärts konnten. Einige sah ich barfuß weiter stürmen. Ihre Stiefel waren im Morast stecken geblieben. Unsere Reihen lichteten sich immer mehr, die Kompanie verlor hier die Zugführer

des ersten und zweiten Zuges. Man könnte weinen bei all dem Unglück, wenn z. B. Kameraden, die eben noch neben uns waren, zusammenbrechen, uns mit einem letzten Blick ansehen. — Als wir dann durch einen engen, hohen Graben weiter vordrangen, bot sich unsern Augen plötzlich ein furchtbarer Anblick. Da lagen an einer Stelle, von einer Mine zerrissen, etwa acht Alpenjäger, Elitesoldaten Frankreichs, ein hoher, blutiger Haufe völlig zerschmetterter Menschenleiber, Tote und Verwundete, oben ein Leichnam ohne Kopf und Oberkörper, darunter Lebende mit abgerissenen und zerschmetterten Gliedmaßen; mit bluttriefenden, todes-
traurigen Augen sahen sie uns an. Das Wimmern und Jammern dieser armen, dem Tode geweihten feindlichen Soldaten ging uns ans Herz. Heraus aus dem Graben, um dem Haufen aus dem Wege zu gehen, konnten wir nicht. Und schnell mußten wir weiter. Uns krampfte sich das Herz zusammen, als wir mit unsern Nägelstiefeln hinüberstiegen; aber wir mußten! — Immer mehr waren wir mit schmutzigstem Lehm bedeckt. Gesicht und Hände, selbst das Gewehr war voll Moder. Neben mir platzte einem Unteroffizier beim Schießen der Gewehrlauf, weil Lehm hineingekommen war. Nun wollte ich schießen, da versagte auch mein Gewehr. Mitten im Kugelregen mußte ich mit dem Taschentuch erst das Gewehr reinigen; denn wir wurden jetzt von dem dritten Graben der Feinde heftig beschossen. Die Franzosen verteidigten sich hier standhaft, und erst im wildesten Bajonettkampf konnten wir ihn nehmen. Im Graben kam ich auch an einem jungen Kriegsfreiwilligen vorüber, der, das Gewehr noch krampfhaft umklammert, tot dalag. Vor ihm lag ein französischer Korporal. Beide hatten sich mit dem Bajonett gegenseitig durchrannt; in jedem steckte noch die Waffe des Gegners.

Unser Unteroffizier und einige Mann unserer Gruppe

waren noch zusammen; doch wir waren von unserer Kompanie abgekommen. Das passiert beim Nahkampf oft, da sich die Kompanien ganz auflösen müssen, und dann kommen die einzelnen Gruppen, Züge, Kompanien, ja Regimenter durcheinander. — Wir stürmten jetzt mit den anderen 12ern und 8ern, an der Spitze ein Hauptmann der 52er, einen Berg, von dem noch immer ein feindliches Geschütz schoß. Von allen Seiten drangen wir hinauf. Da stand zuletzt noch ein französischer Artilleriemajor allein an dem Geschütz, holte Munition heran, lud und schoß. Als wir hinaufkamen, versuchte er gerade den vordersten von uns, Unteroffizier Finder von der 2. Kompanie, mit seinem Revolver niederzuschießen. Der aber schneller, schoß dem Major eine Kugel durch den Kopf. Das Geschöß war zunächst nicht tödlich. Mit aller Kraftanstrengung schleppte sich der tapfere, feindliche Offizier noch zum Telephon, um nach der hinteren feindlichen Schützenlinie noch Anweisung zu geben. Daran konnten wir ihn gerade noch hindern. Dann brach er zusammen. Ich mußte nun aus einer Höhle, die wir vorher erobert hatten, zwei gefangene französische Sanitäter holen und den Major auf einer Bahre aus der Feuerlinie tragen lassen. Ohne einen Schmerzenslaut von sich zu geben, aber auch ohne mich eines Blickes zu würdigen, ließ er sich hinuntertragen in die Steinhöhle, wo schon so viele Verwundete lagen. Zwei Tage später las ich in den gedruckten Tagesberichten, die vom Armeekorps ausgegeben werden, daß der Held auf persönliche Veranlassung des Kaisers, der ja auf dem Schlachtfeld weilte, mit militärischen Ehren und unter Begleitung deutscher Offiziere, auch höherer, hinter der Front beerdigt worden ist.

Johannes Haas, stud. theol., Preetz

geb. 12. März 1892 zu Erfde (Kreis Schleswig)
gef. 1. Juni 1916 bei Verdun.

April 1915.

Das ist auch das Befremdende in diesem Maulwurfskrieg, daß man nicht offen und frei sich bekämpft. Bald steigen die ersten Lerchen auf, die, unbekümmert um Granaten und pfeifende Kugeln, ihr Morgenlied singen; da schießt man in den erwachenden Morgen hinein, ohne Ziel. Unverstand dieses Morden. Was das Ganze hier ist: Pflichttreue. Das haben wir Deutschen, glaube ich, allen anderen voraus: das strenge Pflichtbewußtsein. Das bewährt sich in diesem grauenhaften Kriege. Dies Pflichtbewußtsein mit erzogen und gestärkt zu haben, gibt dem — rein menschlich betrachtet verabscheuungswürdigen — Militarismus seine Existenzberechtigung. Natürlich gibt es hier wie überall Drückeberger, alle Menschen sind eben nicht von gleichem Wert. Die Pflichttreue fragt nicht: Ist es gefährlich? Schießt die Artillerie? Nein, man schießt, man wacht, man beobachtet, man buddelt bis 12 oder 1 Uhr, um am nächsten Morgen 5 Uhr wieder anzufangen, weil es die verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist. Und das wird getan als etwas Selbstverständliches, nicht gern, nicht ungern, natürlich, wie aus innerem, notwendigem Zwange. Der eine zeigt etwas mehr Kühnheit dabei, der andere mehr Geschicklichkeit usw. Ein froher Ton beherrscht alles. Ein fröhliches Sichhelfen, einer für alle und alle für einen.

27. April 1915.

Du bist nicht zufrieden, daß Du dem Vaterlande nicht wie wir anderen unmittelbar mit dem Leben dienen kannst. Darin hast Du recht. Es ist etwas Großes, in diesem Weltenbrand ein Mitwirkender zu sein, mitverantwortlich. Denn

verantwortlich ist jeder Posten. Schläft einer oder paßt er nur mal einige Sekunden nicht gut auf, so kostet das mindestens unsere ganze Feldwache hier, die im Falle eines Angriffs sowieso ein verlorener Posten ist, der nichts weiter tun kann als sein Leben so teuer wie möglich verkaufen. Ernster und nachdenklicher wird man hier in der steten Gefahr und Verantwortung. Ich glaube nicht, daß ich es nach dem Kriege noch fertig bringen werde, eine ganze oder auch eine halbe Woche nur zu verbummeln. Ist mir doch so klar geworden, wieviel Arbeit ich versäumt habe, Arbeit an mir selbst und Arbeit im Dienste des lieben deutschen Volkes. So laß Dir das als ernste Mahnung in dieser Zeit gesagt sein: Benutze diese Frist, die Dir gegeben ist, zu fruchtbringender Arbeit an Dir selbst. Wir sind jung und haben so viel, viel an uns zu arbeiten. Ein fröhliches Arbeiten und Ringen — dann hat man erst das Recht zu frohem Zeitvertreib und Lebensgenuß.

11. Juli 1915.

„Nichts ist überzeugender als die Wucht der Tatsachen. Der Fatalismus ist schließlich doch die Weltanschauung, in die man immer wieder hineingedrängt wird.“ — Diese beiden Sätze Deines Briefes, wie treffen sie so tief mein Erleben. Alter Freund, wie habe ich gerungen mit dem dumpfen Fatalismus, mit der Resignation, mit dem Erbittertwerden. Du kennst meine Neigung zum Revolutionären. Ist für uns der Krieg nicht vielmehr ein furchtbarer innerer Kampf, ein Ringen um uns selbst. Freund: Dennoch! Das ist das Wort, das für uns paßt, dies wunderbar erhabene alttestamentliche Hiobswort: „Dennoch bleibe ich stets an dir.“

„Treu leben, todtrotzend kämpfen, lachend sterben“ — kennst Du diesen germanischen Wahlspruch? Dennoch!

Das ist's, daran halte ich mich. Ich kann Dir nicht alles so schreiben. Es ist eben dieser Krieg das größte Erleben, das es geben kann. Unsere Stimmungen hier könnt Ihr kaum ahnen. Aber es handelt sich um mehr als Stimmungen, es handelt sich um Lebensfragen für uns. Fremd sind uns die meisten Lieder und Dichtungen von Euch zu Haus. Wir erleben es anders. — Aber einst, Freund, wenn der Krieg aus ist, dann laufen wir durch unser liebes Holsteiner Land. Dann plaudern wir leicht von dem Erlebten und lassen uns von da aus hinführen in Höhen und Tiefen, zur Wahrheit und Klarheit und genießen in vollen Zügen die Sonne, die Freiheit, die Heimat. Dann, ja dann . . .

20. Dezember 1915.

Aber doch, alter Freund, es ist Weihnachten. Noch nicht ganz. Ich weiß sogar nicht einmal, ob ich das Fest erlebe, glaub es auch kaum; denn vor oder in den Weihnachtstagen wird unsere Kompanie zwei feindliche Sappen stürmen und sich dann kaput kanonieren lassen . . . Weihnachten — „mitten im kalten Winter wohl zu der halben Nacht“ — ein Bekennen, ein fröhliches Hoffen und Glauben an Licht, Wärme, Güte und Gnade. Ein Gleiches müssen auch wir tun. „Dennoch bleibe ich stets an dir!“ Todtrotzend kämpfen, auch lebentrotzend kämpfen. Das ist das Weihnachten des deutschen Kriegers: „Wie an das Licht im Dunkel, so glaube ich trotz allem an dich, mein deutsches Volk. Und wenn der Völkerfrühling kommt, der Frieden, dann will ich in dir und an dir arbeiten, was ich an Kräften hergeben kann, von ganzem Herzen, Willen und Verstand.“

Sieh, alter Freund, man fühlt, daß man notwendig etwas zu sagen hat, wirken muß, gleichsam eine Berufung hat. Deswegen möchte man leben, leben, um später einmal zu

wirken. Das ist anders als Furcht vor dem Tode oder Liebe zu dem ach so schönen, schönen Leben. Aber es bleibt die bange Frage: Was kommt? Die Frage, der man immer wieder ins Auge sehen muß. Das ist Tapferkeit, ein immer wiederholtes Sichhingeben und Sichverleugnen. Verzichte, entsage, überwinde, mache dich frei! Das erfordert täglich und stündlich sittliche Energie. Dann ist man mehr als ein gegen Gewehr- und Granatfeuer abgebrühter Mensch, dann ist man stündlich ein Kriegsfreiwilliger im edelsten Sinne des Wortes. So weiß ich, daß ich mein Leben und seinem Inhalt, seinen Beruf, jederzeit an den zurückgeben kann, der es mir anvertraute.

Dann kommt die Frage: Wie wucherst du mit deinen Pfunden, die Ewigkeitsfrage. Ich weiß wohl, daß ich wie viele, viele junge Menschen mehr hätte schaffen können; daher wohl auch die Sehnsucht nach Wirken und Schaffen. Aber es ist Weihnacht: „Euch ist heute der Heiland geboren.“ Ich will gar kein Theologe mehr sein. Kindlich, demütig, fromm, das will ich sein. Lieber Freund, ich glaub, man wird doch einmal nach seinem Wollen gerichtet: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ Mit andachtsvollem Herzen will ich immer wieder in den lieben alten Weihnachtsgeschichten ahnen und schauen den himmlischen Vater der Gnade und Barmherzigkeit. So kann ich still und getrost meine Pflicht tun. — Ja, mein lieber Freund, wie manchem geht es wohl wie meinem kleinen Bruder? Der Krieg hatte ihn mächtig gepackt und gereift. Nun ist er glücklich, er hat Frieden, nie mehr wird sein Herz in schmerzlicher Sehnsucht schlagen. Der liebe, liebe Kerl! Wenn ich heimkehren sollte — ja, wenn ich heimkehren sollte. . . .

28. April 1916.

Es ist so schön das Leben. Heut Prüfung nach dem Kursus. Ich habe die Qualifikation zum Zugführer nicht in einem neuen Kursus nachzuweisen. Heut nachmittag frei. Das ist fein. Mittagessen im Kasino der Aspiranten. Nach dem Essen bleibt der musikalische Teil ums Klavier versammelt. Welche Abschiedsfeier: Beethovens Sonaten, Chopins wunderbare Ballade, Nocturno, Walzer, und Schumann. Wie war das schön! Wie schön, Freund, ist das Leben! Nachher gehe ich in den Sonnenschein und träume. Übermorgen geht's wieder an die Front. Laß gut sein: das Leben ist es wert, daß man's erkämpft und aufs Spiel setzt.

Schicke mir mal ein Buch, wenn Du es möglich machen kannst. Du weißt ja, was mich begeistert. Alter, lieber Freund, wann gehen wir wieder zusammen durch unsere Wälder? Heimat, o Heimat — es ist wert, um sie zu kämpfen. Dank Dir für Treue und Freundschaft! Ich will und werde. Ganz müssen wir werden. Was kann uns das Schicksal, Hellmuth? Ich grüße Dich, mein lieber guter Himmelsstürmer. Laß Dich nicht unterkriegen. Dennoch! Wir schaffen's doch!

Heinz von Rohden, stud. theol., Marburg

geb. 24. Februar 1892 in Helsingfors
gef. als Leutn. d. R. 5. Juli 1916 bei Olesza.

Halle, den 4. und 5. August 1914.

... In der gegenwärtigen Lage habe ich immer das Gefühl, daß wir für uns selbst nichts mehr wünschen dürfen, daß das bisherige Leben in sich geschlossen hinter uns liegen soll, und es jetzt heißt: reif sein ist alles. Dies wurde mir zuerst so brennend klar, als ich vorgestern mittag durch die sonnigen Kornfelder mit meinem Vater zur Station ging. Ich war am Abend vorher nach Spören gekommen. Es war ein wundervoller, stiller Abend, nach all dem Getriebe seit dem letzten Freitag, den ich im Garten mit meinem Vater in nachdenklichem Geplauder verlebte. Zum erstenmal empfand ich so sehr stark ein Heimatgefühl für das stille Dörfchen. Der Garten war so drängend schwer von Früchten: ich sah es zum erstenmal. Die Pflirsiche und Aprikosen und die erst reifenden Äpfel und Birnen leuchteten aus den Gebüschchen. Hin und wieder fiel eine reife Frucht dumpf zu Boden, wenn unser Gespräch stockte und wir den seltsamen Wolkengebilden nachsahen, die wie wilde Tiergestalten am hellen Abendhimmel standen. Mein Vater war sehr ruhig. Gelassen besprachen wir die Lage und unsere Stellung dazu. Er freute sich, daß mein Bruder Gotthold auch als Freiwilliger mitgehen wollte, wenn man ihn nähme. Keine Aufregung, Nervosität oder Angst scheuchte den Abendfrieden, der nie so stark empfunden über dem Kirchlein, über Friedhof und Garten lag. — Am nächsten Mittag ging ich dann mit meinem Vater wieder zurück zur Station durch die durchsonnten Felder und wir besprachen meine letzten Studien der Marburger Philosophie, Herrmann, die neue Meta-

physik und die von ihr beeinflusste junge Theologie, so daß ich meine ganze theoretische Stellung, wie ich sie in den letzten zwei Jahren erarbeitet habe, darlegen konnte. Es war mir so, als ob die Stunde jetzt Rechenschaft forderte von der bisher geleisteten Arbeit, der objektiven, die nun zurückgestellt werden sollte, wenigstens für einige Zeit. Über die subjektive Arbeit, die ja nicht eigentlich ein Arbeiten ist, sondern ein Werden, ein Beschenktwerden der empfänglichen Seele — über die daraus fließende Stellung zum Leben überhaupt: darüber kann man wohl nicht Rechenschaft ablegen; aber auch hier fühlte ich, daß es hieß: reif sein! Die Natur um uns her sprach dasselbe, der reife Weizen war zum Teil schon geschnitten und wartete darauf, eingefahren zu werden; auf den Wegen lagen seine vollen Ähren, und wenn der Fuß auf sie trat, sprangen die harten, gelben Körner hervor. Die endlosen Kirschenbäume am Wege hingen voller reifer Kirschen, aber keiner wird sie abnehmen können. Ihre Reife muß verdorren, jene wird zertreten — und unsere? — In diesem Abgrunden jetzt vielfach die Gedankengänge. Mich stören sie aber nicht mehr, sobald ich erkenne, daß das „Unerkennbare“, das uns immer umfaßt, doch eine Liebe ist. — Und darum heißt es, trotzdem wir nicht wissen, wofür all das Wachsen, wofür all die Bereitschaft: Reif sein, froh, wissend und vertrauend einander und dem Leben die Hände reichen — das ist alles.

Halle, 6. März 1915.

Diese Woche rücken wir aus. Sie wissen nicht, wie dankbar ich dafür bin, daß ich dies Erlebnis auch haben kann — was für ein Leben, ärmlich oder gedrückt, tatenlos oder unvollendet, vielleicht auch folgen mag. Ich stehe jetzt ganz unter seinem Bann, daß alles andere schwinden muß. Wie viele haben es beschrieben, aber nie einer vermocht,

es ganz auszudrücken. Es kann auch nicht alt werden, obgleich es alltäglich geworden ist. Ich bin nun der letzte von allen Freunden. Das macht mich aber nur bescheidener und stiller, das raubt mir nicht die Tiefe. Im Gegenteil. Wie wunderbar ist es, mit seinem Leben in gewissem Sinne abschließen zu dürfen. Und ist ein Recht dabei und keine Pose. Und aufzugehen und einzugehen in die große Gemeinde, die um die objektive Aufgabe ringt. Über ein halbes Jahr hat es gedauert, bis ich gewürdigt wurde, in diesen Kreis eingehen zu dürfen, die vorderste Linie zu erreichen, wo man sein Leben hinter sich legen darf, um das Unvergängliche, in dem das Leben einzig Sinn gewinnt, zu retten. Scheinbar sollte das allmähliche Aufsteigen bis zu dieser höchsten Stufe eine Schule dafür sein, daß sich das Bewußtsein davon recht tief eingrabe und nicht wie ein Hauch das Innerste unberührt läßt. Die ganze Nüchternheit da draußen wird das sicher nötig machen: der Geist muß doch siegen.

An der Front in Frankreich, den 21. April 1915.

... Wo man sich jetzt so unmittelbar von der großen Aufgabe erfaßt sieht, fühlt man sich doch nur oft als Ding unter Dingen. Als ein Gleicher unter Gleichen, dem alles Individuelle zu fehlen scheint, bewegt man sich hier tagaus, tagein. So gehen alle wie unter einem Druck, unter einer großen unsichtbaren Last einher. Gewiß wären persönliche Beziehungen mit dem und jenem möglich. Unter so vielen findet man schon eine verwandte Seele. Aber der Verkehr kommt so schwer in Gang. Die Lust am Individuellen fehlt ganz. Der andere bleibt immer nur der „Kamerad“, allerdings ein guter Kamerad, dem man auch ohne Worte ganz vertrauen kann. Aber all das andere, was ich für mich allein habe, was nicht zusammenhängt mit dem

Großen, Allgemeinen, bleibt gänzlich für sich allein. So windet man sich in sich selbst hinein und bleibt im Grunde ein Fremder unter Fremden.

Aber meine Freude und mein Interesse lasse ich mir nicht nehmen, besonders wenn man so liebe aufmunternde Briefe bekommt. Wie schön mag doch der Frühling in Marburg sein. Es ist unsagbar, wieviel Schönheit ein solch lieber Ort in sich bergen kann. Aber diese Freude genieße ich schon, wenn ich weiß, daß Du sie ganz aufnimmst und in ihr ständig atmest. Ich entsinne mich noch so deutlich, wie ich genau vor einem Jahre in den Marburger Frühling zog, in das Semester, das mein schönstes wurde. Es war morgens um 5 Uhr, als ich ankam und durch die stillen, taufrischen Straßen ging, wo die Amseln in den Büschen jauchzten und die Kirche und das Schloß so herrlich stand. Jetzt kommt auch im Graben jeden Morgen um 5 Uhr schon das ersehnte Licht nach langer fröstelnder Nacht. Dankbar begrüßt man es — wenn die Granaten nicht gerade hereinschlagen — und ist froh, daß man sich den Tag über in sein Erdloch schlafen legen kann.

Aber Frühling und Sonne ist auch hier. Im Graben sieht man wenig. Aber dann in Blaireville, einem Dorf, das gleich dahinter liegt in ständigem Feuer. Dort liegen wir ein bis zwei Tage in der Woche in der Reserve. Vorgestern stand ich noch in einem der schönsten Gärten. Die Granaten waren hineingefahren durch die weiße Kalkmauer, und die Beete waren zerstört. Durch das Loch sah ich hinaus in ein weites, herrlich durchsonntes Land. Es war um die Mittagszeit. Stille war weithin, und zitternd in der Glut stand die Luft über den beiden Schützengräben. Und drinnen leuchteten blühende Aprikosen, Anemonen lugten aus dem Schutt und das hohe saftige Grün von verschüttetem Weizen.

Warum sollten wir uns nicht freuen in all dem Frühling, in all der Sonne und Liebe, die uns mitten aus dem Schrecken entgegenleuchtet? Darum sind wir nicht treulos, im Gegenteil, wir sind treu dem Ursprung, aus dem alles entspringt. Gott steht so meilenweit fern über dem, was wir irdisch Freude oder Schmerz nennen, Tod oder Leben, Glück oder Unglück. In ihm liegt beides, es quillt empor in der gleichen Liebe, die der irdischen wohl verwandt ist, so wie Jesus liebte, als er die „Sünden der ganzen Welt trug“. Warum sollen wir nicht auch lieben und froh sein durch alle Verwirrung hindurch, durch all die Lähmung und Enttäuschung, Nichterfüllung hindurch? Ist denn Erfüllung immer Erfüllung? Wir bleiben doch immer nur auf dem Wege. Nur die göttliche Liebe hilft uns auf dem Wege und gibt die selige Gewißheit.

B., den 20. Mai 1915.

... Das war der ungefähre äußere Verlauf dieser Tage. Was aber in diesen Stunden im Innern des einzelnen vorgegangen ist, das läßt sich gar nicht schildern. Es verschwindet auch seltsam schnell im Unterbewußtsein, so daß man nur mit Mühe der Vorstellungen und Empfindungen sich erinnern kann, die in diesen Stunden und in den gefährlichsten Minuten durch die Seele jagten. Gute Gedanken können gewiß die Seele in Ruhe erhalten. Aber die Nerven sind durch die Abspannung schlafloser Nächte so empfindlich, daß jede der fürchterlichen Detonationen rein physisch auf die Nerven einwirkt und vielfach Angstzustände hervorrufen kann. Man kann die entsetzten Gesichter nicht vergessen, mit denen manche in unsere Deckung stürzten, weil ihnen die eigene zu unsicher schien. Wo bleibt das individuelle Heldentum vergangener Kriege? Einer elenden Hasenjagd gleicht solch ein Artilleriekampf,

und stumm und passiv muß die Seele stille halten der übermäßigen Naturgewalt, die über sie kommt. Man hat keine Waffe, um sich zu wehren. Wie der Vogel im Käfig, auf den der Jäger anlegt, so kommt sich mancher tapfere Soldat vor. Wer hier seelische Kräfte besitzt, der bleibt der Sieger. Es ist ja viel schwerer, während so langer Zeiten, Stunden und Tage, stetig bereit zu sein, als es sich das Gemüt in Augenblicken edler Begeisterung wohl vorstellt. Man spricht nicht gern von solchen Momenten, weil sie vor der Seele liegen wie eine dunkle Gewalt, der sie nicht gewachsen war, die über sie kam mit einer Wucht, die von der Begriffswelt unserer bisherigen Erfahrungen überhaupt nicht erfaßt werden kann. Darum verschwinden sie auch so rasch im Unterbewußtsein, und nur die Erinnerung an ein dunkles schreckhaftes Etwas bleibt zurück, die sich aber auch nur mühsam und schmerzhaft vollzieht. Ich glaube aber, daß es nicht richtig ist, solche Stunden nie geahnten Leidens und unsagbarer Qual gänzlich zu verheimlichen. Das scheint mir doch des größten Mutes würdig zu sein, sich solcher gänzlichen menschlichen Schwäche bewußt zu bleiben, und sie einzufügen und einwirken zu lassen in die Lebenseinheit, so daß man vielleicht doch einmal mit Paulus sagen lernt: wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.

Wir müssen jetzt alle allein sein können. Ich weiß jetzt, wie wertvoll es ist, wenn man es kann. Sonst ist man innerlich rettungslos verloren. Die Beziehung mit Vergangenheit und Zukunft, mit lieben Menschen und Aufgaben muß derart sein, daß ihre sichtbare Seite jeden Moment ohne Schmerz gelöst werden kann. Sie kann nur bestehen sub specie aeternitatis. Das muß ich jetzt sagen unter dem Eindruck des gestrigen Tages. Aber ich habe nie gedacht, daß der „Arsna“ der Inder, der Lebenstrieb, so unbändig stark sein könnte. Oder sind das nur die geschwächten Nerven?

Mörchingen, den 10. August 1915.

... Die wenigen Stunden mit Euch haben mir eine seltsam tiefe Freude gemacht, daß ich Euch ganz besonders danken muß. Und nicht zum wenigsten Deiner Freundin Lisbet. In Eurem Kreis sah ich etwas, was schon längst bei mir schlafen gegangen war, was ich sogar mit Gewalt habe einlullen müssen. Alles dies herrliche, lachende, immer sich verschenkende und schöpferisch lebendige, liebende Leben stand wieder vor mir. Ich hatte es so intensiv gelebt und empfunden, und dann aufgegeben, um das eine Einzige und Allgemeine, das alles Persönliche verschlingende Leben mit zu erfassen. Aber dies bedeutet für uns immer nur das eine: Sterben können. Das war ja auch nicht so schwer. Die Freunde fielen, und für die Stimmen der zu Hause Gebliebenen macht uns der heulende und singende und gräßlich auflachende Tod taub. Schon ganz von selbst verblaßte so das alte wundervolle Leben mit wirklichen lebendigen Menschen, so daß es nicht schwer wurde, auch die Erinnerung und Sehnsucht danach gänzlich zu töten, wenn sie einmal in wachen Stunden die Seele beirren wollte. Was mir mein Soldatenleben positiv ist, kann ich Dir nicht so schnell sagen, doch halte ich es für notwendig und damit für objektiv wertvoller als alles andere für mich jetzt mögliche Dasein, und würde es mir trotz allem Elend und aller Enttäuschung doch wieder wählen.

Und doch, Du kannst Dir kaum vorstellen, was es heißt, aus unserem Traumleben — denn das ist unser unpersönliches, so furchtbar einsames Leben — so ganz allmählich aufzuwachen, und wieder Menschen zu sehen, wirkliche Menschen, durch deren eigenes inneres Leben selbst das gänzlich Entschwundene und mit Schmerzen Dahintengelassene aufgeweckt wird. All die Menschen, zwischen

denen wir waren, dachten, sprachen, hofften und erwarteten von den Ereignissen und voneinander so ganz anderes, als wir gewohnt waren, viel Interessantes, Lebendiges und Liebevolltes. Deine Freundin hat mir einen so wunderbaren Eindruck gemacht, daß ich ihr gern eine bescheidene Huldigung darbrächte, wenn ich es könnte, bevor dieser Lichtblick wieder von unserem Traumdunkel verschlungen ist. Das tritt, wie ich schon merke, nur allzubald ein. Aber ich möchte ihr doch gedankt haben, daß sie mit ihrem reinen und reifen Wesen, so voller Teilnahme und Liebe aus einem ganz ureigenen, selbständigen Leben heraus mir erschien wie das Bild und Symbol eines Lebens, das ich mit allen seinen tausend Beziehungen, Reichtümern und schaffenden Werten immer als das Köstlichste empfunden hatte, das in der Welt ist.

Vielleicht war es aber doch ganz gut, daß ich nur so kurz in Eurem Kreise war, sonst wäre der Abschied zu schwer geworden. So war es ein wundervoller Blick in die herrliche Welt, für die wir kämpfen wenn wir auch keinen Teil an ihr haben: das gemeinsame, in Liebe schaffende Leben innerlich sich eins fühlender Menschen, die deutsche Heimat, und sein Himmel. . . .

Möchingen, den 17. August 1915.

. . . Solange der Krieg ist, atmet die Seele nur schwer, sie lebt nicht in Seligkeit und Liebe an Menschen und Dingen. Sie sieht wie gebannt starr auf das Eine, immer Eine . . . Wir warten darauf mit ruhigem Blut, und wenn es uns ruft, dann soll es uns bereit finden. Aber dann alles noch einmal zusammengefaßt, alle Lust und Leidenschaft für das Eine! Wir denken an unsere Brüder im Osten mit Stolz, aber furchtbar krampfen sich die Gedanken zusam-

men, denn wir wissen, was sie durchmachen müssen, während wir ruhig liegen und warten und warten. . . .

Beinahe wäre ich neulich aufgewacht und hätte mich verliebt in das herrliche Leben, als ich sah, wie turmhoch über das vergängliche, zufällige Einzelschicksal ewige Werte, unvergängliche Schönheit in ihm geschaffen werden. Ich sah nämlich das Münster in Straßburg, vor dem die Seele in Andacht versinken muß. Ich dachte aber, wenn Deutschland ein solcher Bau wird, dann brauche ich mich gar nicht erst in das Leben zu verlieben, denn dann lebe und schaffe ich doch an seinem Grunde, ohne daß ich davon ein Gefühl habe. . . .

Martin Müller, stud. iur., Leipzig

geb. 27. Juni 1892 in Blankenburg (Harz)
gef. 20. Juli 1916 bei Hardecourt a. d. Somme.

Oostkamp, 19. März 1916.

Ein ereignisreicher Monat dieser März 1916. Heute hat mir nun der König das Ritterkreuz 2. Klasse des Albrechtsordens mit Schwertern verliehen. Beinahe ein bisschen zu viel in einem Monat, nicht wahr? Leider ist diese Auszeichnung für mich mit einem recht traurigen Ereignis verbunden, und die Erinnerung daran ist mir seinerzeit recht nahe gegangen.

Es war am 28. Januar. Seit fast einem Monat lag ich wieder zum erstenmal im Schützengraben, neu gekräftet durch den wunderschönen Urlaub in der Heimat bei Euch, und deshalb dankbar und fröhlich. Während eines Rundganges am Nachmittage sah ich mir auch das gegenüberliegende feindliche Drahtverhau an und bemerkte plötzlich, daß dies an zwei Stellen auf und schwach war; nur vereinzelte „spanische Reiter“ bildeten dort ein leicht zu beseitigendes Hindernis. Ich benachrichtigte sofort den Kompanieführer davon; denn bei Verringerung des Drahtverhaus ist größte Aufmerksamkeit geboten. Gewöhnlich ist das das erste Anzeichen zu einem baldigen Angriff. Auch unsere Ari wurde in Kenntnis gesetzt und wird mir wohl deshalb sehr gram gewesen sein, denn sie mußte die ganze folgende Nacht in höchster Alarmbereitschaft bei ihren Geschützen stehen. Dann teilte ich dem Kompanieführer weiter mit, daß ich zur näheren Erkundigung dieser Sache eine Patrouille rausschicken würde. Als ich gegen Abend meinen Gruppe führer fragte, wer sich freiwillig dazu melden wolle, meldete sich als einziger, der als Führer in Betracht kam, der Fahnenjunker Unteroffizier Strauß.

Außerdem einige Leute. Da Strauß aber noch keine Patrouille mitgemacht hatte, zog ich es vor, selbst die Führung zu übernehmen, schon um meinen Leuten für solche etwa wiederkehrenden Fälle mit gutem Beispiel voranzugehen. Gegen $\frac{3}{4}$ 8 Uhr abends gingen wir los, mit mir Strauß und Soldat Tschoppe. Letzterer hatte sich sofort, als er hörte, daß ich mitging, freiwillig gemeldet. Die Entfernung zwischen den beiden Stellungen betrug hier etwa 120 Meter. Das Gelände war völlig eben und unbedeckt, bot also wenig Deckung. Wir überstiegen unser Drahtverhau, dann krochen wir lautlos auf dem nur mit dünnem Gras bewachsenen Boden vor. Ich voran, die beiden anderen hinter mir, quasi einen Keil bildend. Die Sterne waren noch nicht aufgegangen und die Nacht deshalb ziemlich dunkel. Vom Feinde her kam das übliche vereinzelt Infanteriefeuer, ab und zu knatterte auch ein Maschinengewehr dazwischen. Bisweilen sauste eine Kugel zischend über uns hinweg, ohne uns zu beunruhigen; denn da die beiderseitigen Gräben hier auf der Erde aufgebaut sind, wird gewöhnlich der Rand der Schützengräben beschossen, das Zwischengelände wird deshalb nur selten bestreut. Auf unserer Seite wurde, da die Patrouille natürlich vorher angesagt war, nur wenig geschossen, und dann ganz hoch. Nur langsam kamen wir vor; denn der Feind schoß recht häufig weiße Leuchtkugeln ab, und sofort erstarb dann bei uns jede Bewegung. Auch ist es nicht so einfach, sich lediglich durch Kriechen auf der Erde fortzubewegen. Zum mindesten ist's reichlich anstrengend. Jetzt konnten wir schon das Mündungsfeuer der feindlichen Gewehre erkennen. Tack, tack, tack... Dort stand ein Maschinengewehr, für uns deutlich erkennbar am matten Aufblitzen bei jedem einzelnen Schuß. Rechts huschte plötzlich dort drüben ein schmaler, aber intensiver Lichtstrahl durch die Nacht. Wahrscheinlich

das Licht eines Unterstandes, dessen Tür für einen Augenblick geöffnet worden war. Wir hörten jetzt aus dem Graben ab und zu leises Husten. Auch ich konnte manchmal nur mit Mühe ein Husteln unterdrücken; denn der Boden war recht feucht, und Hose und Waffenrock hatten bei der langen Kriecherei die Feuchtigkeit angenommen, trotzdem wir unsere Knie und Ellenbogen zum Schutze dagegen mit Sandsäcken umwickelt hatten. Da hörten wir plötzlich, daß halb links von uns angefangen wurde, am Drahtverhau zu arbeiten! Es war die Stelle, zu der wir hinstreben. So, jetzt kam unsere Aufgabe: festzustellen, ob der Feind das Drahtverhau noch weiter verringerte, oder ob er die Lücken jetzt ausbesserte. Wir krochen also näher heran, wir hörten leises Klirren von eisernen Pfählen. Noch ein Stück ganz vorsichtig vorgekrochen — jetzt waren wir etwa 20—25 Meter vor dem feindlichen Graben — und nun sahen wir auch schwache Umrisse von dort arbeitenden Leuten. Zisch! Eine weiße Leuchtkugel stieg empor. Wir schmiegt uns noch mehr dem Erdboden an, ich konnte aber trotzdem noch sehen, daß neuer glänzender Draht gezogen war und eine Anzahl frisch eingeschraubter Eisenpfähle jetzt vor den spanischen Reitern standen. Unsere Aufgabe war erfüllt. Wir konnten umkehren. Ich winkte meinen beiden Begleitern; sie krochen ran, und ich wollte ihnen gerade meine Beobachtungen mitteilen, da plötzlich schreit Tschoppe, der hart rechts neben mir lag, laut auf. Schwerer Bauchschuß! Wir beide packen ihn behutsam an und tragen ihn kriechend ein Stück zurück. Ein paar Kugeln schlagen neben uns in den weichen Erdboden ein. Wieder erhellt eine Leuchtkugel mit ihrem weißen, grellen Licht die Nacht. Da sehen wir wenige Meter vor uns einen kleinen Graben: rasch hinein! Wir versinken zwar bis über die Knie im Schlamm, sind aber vorläufig gerettet. Es ist

ein Wassergraben, der von der englischen Stellung vorführt. Jetzt untersuche ich die Wunde des armen Kameraden. Sehr schwerer Streifschuß. Wir können ihn hier draußen gar nicht verbinden. Er hat furchtbare Schmerzen und wimmert leise. Die Engländer sind wieder ruhig geworden, sie schießen nicht mehr. Höchste Eile tut not. Ich ziehe meinen Waffenrock aus, um auf diesen den Kameraden zu legen und wegzutragen. Aber es geht nicht, der Waffenrock ist zu kurz. Wir müssen eine Zeltbahn haben. Auch können wir beide den schweren Körper nicht allein fortbringen. Ich entschließe mich endlich, Strauß nach Unterstützung wegzuschicken. Er verschwindet in der Nacht. Ich bin allein mit dem armen Kerl, der immer noch stöhnt und ab und zu auch einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken kann. Die Leuchtuhr zeigt 9 Uhr 45 Min. Glücklicherweise blutet die Wunde gar nicht. Tschoppe lehnt seinen Kopf auf meine Knie und bleibt so kauern sitzen. Meine beiden Beine verschwinden allmählich im Schlamm und schlafen ein. Ich fühle sie gar nicht mehr. Der arme Kerl fühlt, daß seine Wunde wohl sehr schwer ist, und ist in einer verzweifelten Stimmung. Er hat den ganzen Krieg mitgemacht, ohne verwundet zu werden. Die Uhr zeigt 10 Uhr 30 Min. Er erzählt mir von zu Hause und schreit wiederum laut auf. Der Schmerz ist zu furchtbar. Jetzt fangen die Engländer wieder an aufmerksam zu werden. Sie wissen genau, wo wir kauern, denn sie schießen genau auf den Rand unseres kleinen Grabens. Der Dreck spritzt uns ins Gesicht. Wir ducken uns ganz tief; denn der Graben ist nicht sehr tief, und nur ganz langsam rückt der Zeiger auf dem leuchtenden Zifferblatt. Manchmal setzen die da drüben mit Schießen aus. Jetzt werden sie wohl aus dem Graben steigen und auf uns loskommen, denke ich mir, und umfasse fester meinen Revolver. Aber nur noch sechs

Patronen sind darin. Herzlich wenig! Und noch immer naht die sehnlichst herbeigewünschte Hilfe nicht. Ob Strauß auch etwas zugestoßen ist? oder ob er sich verlaufen hat? Es ist ja so schwer, sich in diesem charakterlosen Gelände zurechtzufinden. Jetzt ist 11 Uhr 15 Min. Noch immer klatscht ab und zu eine vereinzelt Kugel in unserer Nähe nieder. Noch immer stöhnt und wimmert der starke, schwer leidende Mann hier, auf meinen Knien sich anlehnd. Ich versuche ihm immer wieder Trost und Mut zuzusprechen. Er fühlt, daß er innerlich blutet, und trägt mir Grüße an seine Eltern auf. Ich erzähle ihm von einem schönen Genesungsheim, in das er nach der Heilung kommen würde, und dann würde er nach Hause kommen, um sich wieder ganz zu erholen. Aber er schüttelt nur den Kopf und bittet mich, sein Grab zu photographieren und das Bild nach Hause zu schicken. Das ist furchtbar! Und von dort oben vom nächtlichen Himmel da gucken friedlich die Sterne zu uns herunter. Der dort wohnt, der wird uns schon nicht verlassen! Und er verließ uns nicht. Nach langem endlosen Warten raschelt es plötzlich vor uns, ich dachte schon die Engländer kämen, eine leise Stimme rief meinen Namen, Strauß und noch ein Soldat krochen in unseren Graben hinein. Die Uhr zeigte 11 Uhr 50 Min. Die beiden hatten sich tatsächlich in der Richtung geirrt und waren nur durch das Stöhnen des Verwundeten wieder in die richtige Gegend gekommen. Jetzt aber schnell ans Werk! Mit vereinten Kräften wurden meine mittlerweile ganz versunkenen Beine aus dem zähen Schlamm herausgezerrt und wieder gelenkig gemacht. Dann legten wir Tschoppe möglichst bequem in die Zeltbahn, und nun rasch aus dem Graben raus und unserer Linie zugestrebt. Auch für uns drei war die Last noch schwer, aber es ging. Endlich waren wir vor unserem eigenen Drahtverhau, da zerriß die

Zeltbahn. Bald war eine neue da und nun ging's weiter. Gerade der Transport übers Drahtverhau war ziemlich beschwerlich und gefährlich, zumal die Kerle von drüben wieder recht lebhaft auf uns schossen. Aber endlich gegen 1 Uhr waren wir mit unserer armen todwunden Last im Graben. Dann wurde er verbunden und nach hinten geschafft. Er war immer noch bei vollem Bewußtsein. Auf dem Transport ins Lazarett ist Tschoppe dann seiner schweren Verwundung erlegen.

Ernst Hoby, Dr. phil., Gießen.

geb. 10. August 1891 zu Darmstadt
gef. 18. August 1916 bei Pinsk.

22. Dezember 1915.

Heute nacht ist Sonnenwend gewesen. Es war hier eine ganz wunderbare Stimmung. Erst war überall so ein un-
stetes, milchiges Licht und im Wald dazu die Schlaglichter
von den riesig hohen Stämmen über den nur ganz fein ge-
streuten Schneestaub — dann war der Mond auf einmal
durch den Dunst hindurch, und da war es wie Frühling,
die Wiesen mit jungen Grasspitzen übersät, nur viel gleich-
mäßiger und dichter ohne die dunklen Streifen und Punkte,
die man im Frühjahr sieht, und die Bäume überdeckt mit
unzähligen Blüten, wie wenn alle Kirschen und Aprikosen
wären, und auch die Tannen, als ob die frischen Frühlings-
spitzen daransäßen, und so still, so ruhig, ein Zauber über
allem. Hier wir, drüben der Feind, und dabei der Wald-
zauber, als wenn Friede wäre, wirklich Weihnachten.
Dann kommt es einem wieder so unglaublich lächerlich
vor, daß man dasteht oder stehen soll, um bei dem Feind
auf den Augenblick zu passen, wo man ihn schädigen kann,
und nicht der so viel größeren Gottesoffenbarung zu lau-
schen. Die Natur verkündigt die Liebe, und wir suchen
den Haß; wir sind noch nicht so weit, fragt sich nur, ob
wir einmal so weit sein werden? Darüber breitet die Na-
tur nur ihr Lächeln — weißt Du, wie die Mona Lisa mit dem
unfaßbar holdseligen und doch so zweideutigen Lächeln.
Aber dann zieht sie ihre Schleier vor Sonne, Mond und
Sterne und überläßt die Erde ihrem Dunst von Regen,
Schnee und Unwetter. Das war unsere Sonnenwend heute
nacht.

3. März 1915.

... Bei jedem Wunsche müssen wir im Auge behalten:
Nichts wünschen, was aufs Irdische geht, erst recht nichts,
was Geistiges in Irdisches herunterzieht, aber ein Offen-
barwerden des Geistigen in der Welt und immer die Mensch-
heitsentwicklung und Eigenentwicklung nur unter diesem
Gesichtspunkte im Auge behalten. Das Ziel der Erdenent-
wicklung aber ist Liebe und Freiheit.

... Ich lese fast täglich Thomas a Kempis, oder in der
Heiligen Schrift. So erhalte ich mir die Harmonie im Ge-
fühl und Gedanken. Und mehr brauche ich hier nicht als
das seelische Gleichgewicht. Damit hoffe ich alles zu über-
stehen, was Nervenkraft erfordert.

Fritz Wagner, Handelshochschule Mannheim

geb. 3. April 1894 zu Nürnberg

gef. 6. September 1916 an der Souvilleschlucht bei Verdun.

Metz, 15. März 1916.

Ich hoffe, daß Ihr, besonders die liebe Mama, nun mit Gottvertrauen der Zukunft entgegenseht. Wie auch ich es mir zum Troste sein lasse, in der uns aufgezwungenen Notwendigkeit des grauenhaften Krieges die Zukunft eines neuen, reinen Lebensideals zu erkennen, neugebildet und begründet durch den Gedanken der Gleichachtung und Kameradschaft, des Gottvertrauens und der Zuversicht, durch reinen sittlichen Ernst, durch Vertiefung und Wiedergeburt des Geistes. Und an diesem großen schönen Lebensziel des deutschen Volkes, wenn auch nur als winziges Pünktchen mithelfen zu dürfen, unter Umständen unter Einsetzung des eigenen Lebens, das muß einen deutschen Soldaten mit Stolz erfüllen. Seht, liebe Eltern, dieser eine große Gedanke ist es, der mich immer wieder aufrichtet, wenn ich mal in eine nachdenkliche Stimmung komme, der mich über all dem grausamen Hinschlachten, den weiten Kampffeldern mit ihren braven Toten den Lichtstrahl der neuen Lebenssonne des deutschen Volkes aufgehen sehen läßt. Allerdings wäre es mein schönlicher Wunsch, diesen Sonnenaufgang miterleben zu dürfen.

Otto Hainebach, stud. phil., Berlin

geb. 14. August 1892

gest. 14. September 1916 zu Frankfurt a. M. im Lazarett, verwundet vor Douaumont am 19. Februar.

Vor Verdun, Freitag, den 18. Februar 1916 abends
(am Vorabend seiner tödlichen Verwundung).

Im Sanitätsunterstand, wo wir für einen Tag in Reserve liegen; es herrscht eine erstickende Hitze; der Raum ist gestopft von Menschen; draußen Regen wie immer. Vorhin kam die Nachricht, daß der Angriff weiter um 24 Stunden verschoben, und bald darauf die Parole, daß er nunmehr auf den 20. festgesetzt sei. Das scheint definitiv zu sein, trotzdem keine Aussicht auf eine Besserung des Wetters besteht. Übrigens soll es mit Tornister gehen, unter Zurücklassung alles Entbehrlichen.

Ich nehme Abschied von Euch, Ihr geliebten Eltern und Bruder, aus tiefstem, übervollem Herzen; Dank, innigen Dank für alles, was Ihr an mir getan. — Sollte ich bleiben, so tragt es, ich bitte Euch herzlich, mit Fassung; bedenkt, daß ich doch wohl nie zu einem vollen Glück und Zufriedenheit gelangt wäre, vielleicht wäre bis zum Ende ein klaffender Riß durch mein Leben hindurchgegangen. Der Widerspruch zwischen Wollen und Können, Streben und Gelingen, Sehnen und Wirklichkeit, die Tragik halbbegabter Naturen, die sich durch ewige Selbstkritik, da ihnen der Weg zum schöpferischen Gestalten für immer verschlossen bleibt, im langen Zersetzungsprozeß zugrunde richten. Ich bin ja von Hause aus ein Melancholiker.

Und auch von Dir nehme ich heute Abschied, geliebter Freund, mein Friedel; sollte ich bleiben, so bedenke, daß Edlere, Wertvollere als ich dem dumpfen Verhängnis der Rassen zum Opfer fielen; Du weißt es, daß ich ungern, sehr ungern sterben würde, aber es steht nicht in meiner Macht.

— Wir hätten noch schöne, köstliche Jahre miteinander genießen können, vielleicht müssen wir darauf verzichten. Halte auch Du Dich aufrecht, sollte Dir die Kunde von meinem Tode kommen, und ehre mein Gedächtnis im ferneren rücksichtslosen Streben nach Erkenntnis, der Erkenntnis, wie wir sie miteinander verstanden haben; die vor keinem Abgrund zurückschreckt, der keine Wahrheit zu furchtbar ist. Das intellektuelle Gewissen bleibe auch künftig Deine und unsere Scham.

Lebt wohl. Ihr wißt und kennt die, die meinem Herzen noch nahe gestanden, und Ihr werdet auch ihnen meine Abschiedsgrüße sagen. — Und so lösche ich denn mein Dasein aus in Gedanken am Vorabend der furchtbaren Schlacht und denke mein Selbst hinweg aus dem teuren Kreise, dem es als geliebtes Glied angehören durfte. — Auch die Lücke, die ich hinterlassen werde, muß sich schließen — der unendliche Reigen der Geschöpfe läßt sich nimmer beirren —, ich segne ihn, ein winziges Glied, das ihm angehörte, in alle Zukunft! Und bis in Eure letzten Tage gedenkt mein, ich bitte Euch, in milder Liebe, ehrt mein Gedächtnis, ohne es zu übergolden, und bewahrt mich in treuen, zärtlichen Herzen.

Hans Stegemann, Forstakademie Eberswalde

geb. 28. März 1893 in Wetzenow (Kr. Prenzlau, Uckerm.)
gef. 20. September 1916 bei Swinjuchy in Wolhynien.

Coucy le Château, 18. September 1914.

Von rechts kommt ein Radfahrer die steile Höhe herunter, mehr getrudelt als gefahren, atemlos: „Meldung vom Major (Name unverständlich); Jäger sind ohne Munition.“ Mein Fuchs bekommt die Sporen. Herumgerissen, im Galopp zurück. Ich finde einen Patronenwagen von den Jägern. „Galopp. Rechts schwenkt, marsch!“ Immer Galopp, feste auf die Gäule gehauen. Die Höhe hinauf, vorwärts, vorwärts, durch die schweren Geschütze hindurch, die über uns wegfunken. Man sieht die großen Zuckerhüte fliegen, weil wir gerade von hinten darauf sehen, wo das Auge den Eindruck länger behält. Immer vorwärts! „Wo liegen die Jäger?“ rufe ich jedem zu. Die Schrapnells platzen, Verwundete humpeln und kriechen zurück. Auch ein Jäger. Arm kaput. „Na, Junge, wie geht's?“ Er lacht fröhlich übers ganze Gesicht. „Gut, gut, sie kriegen wieder Senge. Bloß Patronen, Feldwebel!“ „Adieu, laß dir's gut gehen, gute Besserung.“ Immer im Vorbeitraben — das letzte hinterher gebrüllt.

Wieder ein grüner Rock. Ein Gefreiter geht zurück. „Nanu, was ist los?“ „Keine einzige Patrone mehr.“ „Herrje, da sind ja welche.“ „Gott sei Dank!“ „Rauf auf den Wagen. So nun zeige Bescheid.“ Noch ein kurzer Trab, da liegen sie schon. Als sie mich sehen, verfeuern sie die letzte Munition. Es gibt ja neue. 4000 habe ich mit. Inzwischen fängt es an, ernst zu werden; der Mann, der eben noch auf dem Patronenwagen saß, liegt daneben. Sein Bein ist kaput; es ist jetzt schon abgenommen. Ich halte hoch zu Roß neben einer Artilleriemunitionskolonne,

sechs Wagen, dazu meine Patronenwagen. Der Gegner hat sich eingeschossen. Jetzt geht der Zauber los, ssssss . . . rrrrr . . . sch geht es, wie wenn ein Riese mit einem Stock ins Laub der Eichbäume schlägt. Von den fünf Artilleriewagen liegen die Gäule alle da (der nächste ist heil), drei Pferde rechts, drei Pferde links und halten die Beine hoch und strampeln. Die Bedienungsmannschaften kriechen am Boden umher, viele sind tot. Eben war die Kolonne noch heil und fidel. Und nun sieht es aus, als ob jemand mit einer großen Fliegenklappe zugeschlagen hat. Mein Wagen hält mitten dazwischen, das Gepfeife geht immer weiter. Vorläufig steige icht nicht ab. „Wen's trifft, den trifft's“, sagt mein Jäger immer, er hat recht. Meine Leute laden aus, mit einer Ruhe, als ständen wir am Sonntag in Görz auf dem Dorfplatz, sie zählen wie beim langsamen Schritt: 100, 200, 300, 400 und so weiter; sie stapeln die Pakete auf. Die Jäger kommen und holen sich die spitzen Dinger mit Ruhe. Die Engländer laufen ja nicht weg, und die Holsteiner kommen nicht aus der Ruhe. Wenn eine „schwere“ pfeift, grienen sie und pfeifen mit dem Munde den Ton nach. Als einer meine brennende Pfeife sieht, sagt er: „Donnerwetter, das ist auch wahr“, holt sich eine lädierte Zigarre heraus und raucht. „Sie wär' mir doch beinahe kaput gegangen.“ Ruhe, immer Ruhe! Einer nimmt den Tschako ab und besieht ihn. Völlig durchlöchert: „Wenn dat man nich dörchregent nu“ — und setzt ihn wieder auf. So nun habt Ihr Patronen. Mein Gaul fällt unterm Sattel und stangelt; ich habe jetzt keine Zeit, bringe Munition in die Schützenlinie. Als ich zurückkomme, kommt er mir ganz fidel entgegen gewiebert und beschnuppert mich. Er hat drei Streifkugeln hinten und nur einen Schreck bekommen. Ich habe einen Schuß durch die Gamasche. Es ist dieselbe Stelle wie damals. Ich muß mir nun schon die dritten Ga-

maschen kaufen. Ein Schuß ging durch den Rockärmel, der wird genäht. Die teure Haut ist unverletzt.

23. November 1915.

Morgens um 7 Uhr rücken wir ab aus Novaja; eigentlich ist es schade, ich hatte die Kompanie so nett eingebaut. In Smielina auf der großen Straße versammelt sich das Bataillon und biegt bald nach Norden ab. In Lautzensee, wo ich bei der 6. Kompanie, die dort Divisionsstabwache hält, einen Sattelschnaps genehmige, und über Kominischki geht es nach Norden. Wir haben zunächst ganz blendendes Wetter. Rußland zeigt sich mal von der freundlichen Seite. Am selben Tage ändert sich jedoch noch das Gesicht. Am Vormittag lachte die Sonne, blauer Himmel über den herrlichen Seen und schwarzen Fichten. Ab und zu eine kleine Marschpause. Es ist doch nett, wieder mal in Bewegung zu sein. Auch das, was vor einem liegt, dunkel und ungewiß, hat einen eigenartigen Reiz. Wir marschieren auf Steinsee, wo wir zu Mittag rasten. Die Wege waren schlechter und schlechter geworden, weil das Gelände ganz flach wurde und die Seen durch weite Sumpfwiesen miteinander verbunden waren. Die Folge war, daß zunächst die Feldküche an einer üblen Stelle, wo ein Bach den Weg kreuzte, stecken blieb und rettungslos festsaß. Die anderen Kompanien hatten mehr Glück und bekamen ihre Küchen heran. Schließlich nach langem Marsch im Quartier. Scheunen, die sich überlegen, nach welcher Seite sie umfallen sollen. Dickes Schneegestöber. Die armen Kerls in offenen Scheunen in der Dezembernacht, aber alles kriecht sobald wie möglich unter. Hier und da glimmt die letzte Zigarre auf. Schüchtern kommt ein Lied, bald wird es kräftiger, mein Lieblingslied:

Im Marschquartier auf hartem Stroh
Streck ich die müden Füße,
Und sende in die Nacht hinaus
Der Liebsten meine Grüße.
Nicht ich allein hab's so gemacht
Annemarie,
Von seiner Liebsten träumt bei Nacht
Die ganze Kompanie,
Die ganze achte Kompanie.

Wir müssen mit dem Russenpack
Gar blut'ge Schlachten schlagen.
Von einem Wiedersehens-Tag
Kann ich dir noch nichts sagen.
Vielleicht werd ich bald bei dir sein,
Annemarie,
Vielleicht scharrt man schon morgen ein
Die ganze Kompanie,
Die ganze, ganze Kompanie.

Und schießt mich eine Kugel tot,
Kann ich nicht heimwärts wandern,
Dann wein dir nicht die Äuglein rot
Und such dir einen andern.
Nimm einen Burschen schlank und fein
Annemarie,
Es braucht ja nicht grad einer sein
Von meiner Kompanie
Von meiner lieben achten Kompanie.

Schwermütig verhallt das Lied; es klingt nach in einem:
„Vielleicht scharrt man schon morgen ein die ganze Kompanie.“ Ich suche ein Quartier. Wir kriechen alle bei einer Panje-Familie unter. Zuerst Begrüßung und Gastgeschenk in Gestalt von Rum, der aus einem zerbrochenen Glase mit Schmatzen und Wohlbehagen getrunken wird. Darauf eine Zigarre an den Pan, welcher sehr aufgeregt ist, weil unsere Burschen etwas von seinem Dach abdeckten, mit der Begründung, es sei ihr Bett. Die Zigarre beruhigte ihn.

Nach den üblichen Versicherungen, daß alles sabrali (futsch) ist, holt die Madja einen Samowar, es gibt noch tadellosen Tee. Um Beleuchtung zu haben, trägt unsere Wirtin auf ihren Gängen in der Stube einen brennenden langen Kienspan im Mund. Wir haben wenig zu essen. Das letzte muß herhalten. „Kümmerlich sucht das Eichhörnchen seine Nahrung.“ Ich liege noch lange wach. Mich läßt die Sorge um das Rankommen der Feldküche nicht recht zur Ruhe kommen. Was soll werden, wenn wir morgen nichts zu essen bekommen? Darum lasse ich mir meinen Meldereiter kommen, schreibe einen Brief an meinen Feldwebel, der die Bagage nachführt, daß unter allen Umständen die Küche tot oder lebendig ran müsse. Gerade will mein Meldereiter lostosen, da steht der Feldwebel in der Tür, nachts um 1 Uhr, und meldet: „Herr Leutnant, Feldküche zur Stelle!“

Der Feldwebel lagert sich auch noch neben uns, und bald pennen wir den Schlaf des Gerechten, den wir arg verdient haben. Ab und zu quiekt ein Kind. Dazu quietscht die russische Wiege: eine lange elastische Stange quer durch die Stube, an deren Ende eine Kiste an vier Stricken hängt. Nebenan kläfft ein Köter, es brüllt und brummt die letzte Kuh und grunzt sich Schwinje letztes, was beides dem Panje keiner nehmen darf; denn Hindenburg hat's so befohlen. So vergeht die Nacht. Wanzen und Flöhe konstatiere ich noch soeben, aber, das ist ja klar.

3. September 1916.

Hier bei Swinjuchy ist der Teufel los. Schwere, aber siegreiche Kämpfe, habe furchtbare Tage hinter mir. In der Kompanie habe ich am 31. August sämtliche drei Offiziere und 50 Mann verloren, meistens im Nahkampf. Ich selber bin gesund und munter wie durch ein Wunder. Urlaub ist

genehmigt. Ich verlasse jedoch meine Kompanie nicht, da ich der einzige Offizier bin. Vor der russischen Offensive, die restlos abgeschmiert ist, habe ich Rudolf N. getroffen. Ich liege in Stellung, der Russe greift täglich an, wird jedoch unter wahnsinnigen Verlusten abgewiesen. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

6. September 1916.

Gesund und munter. Heute hat mir Exzellenz Litzmann das Eiserne Kreuz I. Klasse angeheftet. Er läßt sich empfehlen und läßt Euch seinen Gruß und Dank übermitteln. Er sagte wörtlich: „Grüßen Sie Ihre Eltern und besonders Ihre Mutter von mir und schreiben Sie: Ich beglückwünsche Sie zu dem Erfolg Ihres Sohnes, der durch seine Tapferkeit und seinen Schneid mit Hilfe seiner herrlichen Kompanie durch seine Gegenstöße den bereits durchgebrochenen Russen vertrieben und von meiner Armeegruppe durch seinen Sturm auf Höhe 259 schwere Gefahr abgewandt hat.“

Meine Freude könnt Ihr Euch denken, ich habe mir diese hohe Auszeichnung verdient. Ich war jetzt dreimal eingereicht. Die Freude meiner Leute ist größer fast als meine. Und ich bin mir bewußt, was ich meiner Kompanie verdanke. Nicht zuletzt denen, die jetzt still und stumm mit geballten Fäusten und friedlichen, fast frohen Gesichtern, weil sie unseren Sieg noch im Sterben sahen, unter dem Rasen liegen. — Das eine weiß ich seit jenen furchtbaren Tagen: Wenn wir auch fallen, wir können durch den Tod nicht besiegt werden. Denn der deutsche Gedanke wird siegen, der deutsche Geist ist unüberwindlich bis in alle Ewigkeit. Gott erhalte unser Vaterland.

Adolf Beck, stud. phil., Leipzig

geb. 30. April 1894

gef. 21. September 1916 bei Korytnika (Wolhynien).

Dezember 1915.

Liebe Eltern, liebe Schwester!

Zu Weihnachten kommt dieser Brief hoffentlich in Eure Hände. Ihr werdet Willy und Emil dort haben, es wird also kein einsames Fest sein — fast so wie sonst. Nur ich werde nicht dabei sein können, aber meine Gedanken werden bei Euch sein an diesem Abend, den ich zum erstenmal nicht zu Hause bin, zum erstenmal nicht im Vaterland — im Feindesland. Vielleicht werden auch wir uns ein paar Tannenzweige schmücken, ein paar Geschenke uns zurechtquälen. Vielleicht werden auch wir lustig sein und alte herrliche Lieder singen, und sei es auch nur, um den Riß zu verkleiden, der unsere Seele durchklafft; denn überwältigend groß wird hinter allem, was wir sagen und was wir singen, Heimatland und Vaterhaus stehen, und wenn wir in sternerklarer Nacht den Himmel sehen zu den hellen Funken, die nie erlöschen, oder zum Mond, der über windgepeitschte Wolken klettert, dann werden viele Hände emporgehoben sein: „Dort hinten irgendwo ist Deutschland.“ Und den Blick leiten weiße, öde Felder nach Westen: „Ja, dort ist Deutschland — irgendwo dort hinten.“ Und dann wird ein stilles Besinnen die Sehnsucht dämpfen, und eine reine Freude wird anschwellen in unserer Brust und emporlodern gleich einer hellen Flamme: „Für dieses Land der Sehnsucht, dieses herrliche Kleinod, das herrlichste von allen darfst du kämpfen und darfst es schützen.“ Und dieses stolze Bewußtsein wird uns tragen und wird uns auch diesen schweren Tag leicht machen, so daß wir auch dieses Jahr „fröhliche Weihnachten“ feiern. Mein Weihnachtsgeschenk für Euch ist die Wacht im Osten, mein Weihnachtswunsch: Fröhliche Weihnachten.

Heinrich Müller, stud. theol., Heidelberg

geb. 30. Mai 1893 in Ebersbach
gest. 2. Oktober 1916 im Feldlazarett Vaulx bei
Bapaume.

A. I. P., 6. August 1916.

Nun hast Du bereits die Sekunda erstiegen. Mögen auch fernerhin Deine Studien von gleichem Erfolg begleitet sein, damit Du zur Freude Deiner Eltern und aller einst ein tüchtiger akademischer Bürger wirst. Ihr Jungen seid Deutschlands Zukunft. Die jetzige Generation ist zum Blutopfer auf dem Schlachtfeld bestimmt. Eure Sache ist es, einst in friedlicher Kulturarbeit das wieder gutzumachen, was der Krieg an geistigen und sittlichen Werten mit Füßen getreten hat. Sieh, einer nach dem anderen hier draußen geht zur großen Armee; wir sind uns dessen bewußt und sehen dem Tode kalt ins Angesicht. Die Begeisterung der ersten Kriegswochen beseelt keinen mehr, und dennoch ist jeder entschlossen, bis zum letzten Atemzug dem Feind die Stirne zu bieten. Es ist einfach ein Wunder, woher wir noch die Kraft haben, mit solcher Zähigkeit einem an Zahl weit überlegenen Gegner Widerstand zu leisten.

Kurt Rohrbach, stud. theol.

geb. 21. August 1893 in Stettin
gef. 6. Oktober 1916 an der Somme.

Flandern, den 26. Juli 1915.

In diesem fortwährend alle Aufmerksamkeit erfordernden, alle Kräfte bis aufs äußerste anspannenden Kriegsleben habe ich selbst viel von all den Schätzen verloren, die mir eine langsame, hoffnungsvolle Entwicklung im Frieden geschenkt hatte. Das Wissen, das ich sowohl auf der Schulbank wie auf der Universität erworben, die mancherlei Interessen, die eine private Beschäftigung in mir geweckt hatte, sie sind mir aus den Augen, aus dem Sinn gerückt; nur schwer wird man sie wieder erwerben können. Wie Du weißt, habe ich infolge allzu früh erwachten Lebensernstes nur eine kurze Jugend gehabt und bin früh gealtert, nicht wie die überwiegende Mehrzahl meiner Kameraden. Selbst lieben konnte ich nicht einmal recht.

Dieser furchtbare Krieg aber hat mich nun alt werden lassen. Mein Körper zwar ist erst hier im Felde wetherhart geworden und meine Muskeln gestählt, aber der Geist ist nicht kräftiger geworden. Wer tagtäglich dem Tod ins glutleere Auge schaut, wer in so viel leidensvolle entsagende Totengesichter geblickt hat, der wird zwar hart, aber alt, sehr alt. Das ist es, was mich betrübt, mein lieber alter Freund und Kriegskamerad.

Seit so langer Zeit von der Heimat fern lag bald mein ganzes bisheriges Leben wie ein schöner sehnsuchterweckender Traum hinter mir. Selbst die Träume, jene leichten scheuen Kinder der erquickenden Nacht, die mich in der ersten Zeit auf leisen Flügeln vom Feindesland in die stille, schöne, ferne Heimat geführt hatten, hörten langsam auf, mich zu beglücken. Die Stunden des Schlafes waren dem ermatteten Krieger zur Erholung allzu nötig. So war mir die Heimat langsam in die Ferne gerückt. Da geriet ich eines Tages zufällig mit einem Manne ins Gespräch,

es war unser Kompanieschreiber, der in Berlin-Friedenau beheimatet war. Er riet mir, einmal bei der Division um einen Heimaturlaub vorstellig zu werden. Gesagt, getan.

Eines Abends hieß es: „Freiwillige vor, die aus dem Schützengraben vor Pilken ein Maschinengewehr holen wollen!“ Natürlich trat ich vor. Erst um 3 Uhr morgens gelangten wir nach überaus beschwerlichem Marsche zum Lager und legten uns ermattet zur Ruhe nieder. Als die Sonne aufgegangen war, trat plötzlich der Feldweibel vor mein Zelt, weckte mich und sagte mir, ich hätte für acht Tage Urlaub zur Heimat erhalten, den ich noch am selben Nachmittag antreten könne. Die vierte Nachmittagsstunde sah mich mit wenigem Gepäck, mit erwartungsvoller Brust auf dem Kleinbahnhof in Houthulst. Das Kleinbähnle entführte mich bald den mörderischen Gefilden, in denen es Kulturzweck zu sein scheint, jedes erdenkliche Mord- und Verwüstungswerkzeug zu verwenden. Schon ward mir das Herz leichter, als ich rings um mich statt unfruchtbarer Heideflächen kornbedeckte, fruchtbare Äcker, auf den Wiesen buntgeflecktes Vieh, statt verbrannter Gehölze stattliche Bauernsitze hinter grünenden, schwer mit Früchten beladenen Obstbäumen sah. Hier, diese Leute schienen nichts davon zu wissen, daß ein wahnsinniges, ungeheures Ringen sich nur wenige Meilen von ihren friedlichen Fluren entfernt abspielte.

In Courtrai geriet ich in einen Urlauberszug, der verheiratete Leute der Munitionskolonnen und Trains auf 14 Tage zur Heimat brachte. Da ich keine Möglichkeit hatte, einen schnelleren Zug nach Berlin zu bekommen, schloß ich mich diesem Transport an. Später habe ich es bereut; denn die Reise dauerte dadurch im ganzen 51 Stunden. Wie sehr freute ich mich auf den Anblick des ersten deutschen Mädchens, über die erste deutsche Landschaft, die hinter dem belgischen Berglande zwischen Herbesthal und Aachen vor

den Blicken sich breitete. Allmählich überkam mich ein derartiges Verlangen, die Heimat so bald als möglich zu erreichen, daß ich alles andere über dieser Sehnsucht vergaß, nur vorwärts, vorwärts. Ein geheimes Ahnen trieb mich zum Elternhause, unbegreiflich, unwiderstehlich. Endlich, endlich fuhr der Zug am 14. Juni in aller Herrgottsfrühe in Berlin ein, ich fuhr weiter mit der Bahn nach Lichtenrade. Dabei ein Intermezzo: Sowohl um alleine zu bleiben, unbelästigt von neugierigen Blicken, als auch, um einmal luxuriös zu fahren — seit $\frac{3}{4}$ Jahren sah ich kein Bett mehr — fuhr ich 2. Klasse. In Papestraße öffnete ein junger Mann von angenehmer Erscheinung und vornehmem Äußern die Tür, mit Glacé an Händen und Füßen. Ohne ins Abteil zu schauen, steigt er mechanisch ein, schließt die Tür und sieht sich dann erst um. Da erblickt er mich, macht ein verlegenes Gesicht und verschwindet im Nebenabteil. Er hatte mit sicherem Blick in mir einen echten „Feldgrauen“ erkannt und fürchtete sich vor Läusen.

Endlich fuhr der Zug in L. ein. Überall die altbekannten Gesichter. Selbst der Schaffner war noch derselbe. So schnell ich konnte, eilte ich vom Bahnhofe nach Hause. Von allen Seiten grüßten mich die Häuser und Villen, die ich ja alle seit ihrem Entstehen kannte, wie einen guten alten Freund. Da tauchte zwischen dem Grün der Bäume mein liebes Vaterhaus auf. Mit neugierigen Blicken überflog ich den heimischen Grund. Häuschen wie Garten lagen wie einst vor mir, da ich sie verließ. Wieder trugen die Bäume ihre Last an Kirschen, Äpfeln und Pflaumen. Die Blumen blühten und das duftige, zarte Spargelkraut schwankte leise im Winde. Den hellen hohen Giebel aber umspielte das goldene Licht der Morgensonne, und oben am First saß der Fink, wie stets am Morgen, sein Lied singend. Noch war's drinnen still. Doch als ich nun um die Ecke der Straße bog, da öffnete sich die hohe Hauspforte und Schwester und Bruder kamen mir ent-

gegen, gefolgt von Wölfchen, der laut kläffte, als sie mich zum Gruß umarmten. In der Tür umarmte mich die liebe Mutter. Sobald sie mich frei ließen, fragte ich: „Wo ist Väterchen?“ und schritt auf die Tür des Zimmers zu, wo er seit seiner ersten Erkrankung schon monatelang lag. Da fiel mir die Mutter in die Arme: „Er ist tot. Vor zwei Tagen starb er. Seine letzten Worte, als ihm der Arzt die kühle Hand auf die brennende Stirn legte, waren: ‚Kurtchen hat heute geschrieben.‘ So ist er gestorben.“

Das war meine Heimkehr, mein lieber alter Freund. Jetzt bin ich wieder in Flandern im Graben.

Flandern, den 28. August 1915.

Gestern abend gegen 11 Uhr wurde ich mit meinen acht Leuten, wie stets, solange wir im Reservegraben lagen, zum „Pumpen“ abgeschickt, d. h. wir sollten ganz nach vorne gehen, um aus den in die vorderen Linien führenden Laufgräben das sehr lästige, stets nachsickernde Schmutzwasser auszupumpen. Nun so begaben wir uns denn, ausgerüstet mit einer schweren Hubpumpe, nach vorn. Es war eine herrliche Nacht, die volle Mondesscheibe stand am Himmel und ließ den Weg, der infolge mannigfacher Gräben und Drahtverhaue in dunkler Nacht schwer gangbar ist, leicht erkennen. Der Franzmann schoß verhältnismäßig wenig, nur dann und wann klang ein Büchschenschuß, schwirrte eine Kugel daher, fuhr ein Geschoß gegen einen Baum und sauste dann mit wehklagendem Ton als Querschläger durch den Raum. Bei dem hellen Mondenschein stiegen auch nur selten Leuchtkugeln in die Höhe. Ganz links, wohl bei Ypern, grollte Kanonendonner. Sonst war's still.

Lautlos schritten wir auf den Holzrosten des schmalen Laufgrabens nach vorn. Als wir die schlüpfrige Stelle erreicht hatten, begann die Arbeit. Meine Leute faßten gut

zu, und da es in den letzten Tagen wenig geregnet hatte, war der Graben bald leer gepumpt. Da sagte plötzlich einer von ihnen: „Das ist ja der hohe Birnbaum, von dem der Sanitäter sagt, er säße ganz voll reifer Birnen.“ Ehe ich's verhindern konnte, waren die Kerle aus dem Graben gesprungen und begannen, kaum 120 Meter von dem Feinde entfernt, mit Knütteln und Lehmklößen den Baum zu bearbeiten. Denk Dir das Bild: Hier im Mondschein, dicht am Feinde, liefen die Satanskerle herum, ohne Deckung, von Kugeln umpfiffen, und warfen nach Birnen. Allerdings schützte ein feiner weißer Nebel, der über der Erde lagerte, sie vor Entdeckung. In Zeit von wenigen Minuten war der Baum abgeerntet; mit Früchten beladen machten wir uns auf den Rückweg. Da, als wir über ein freies Feld kamen, hörten wir ein eigentümliches Rauschen und Rascheln. Als wir näher traten, erblickten wir einige Leute unserer Kompanie, die Weizen mähten. Rauschend fuhren die Sensen, von kräftigen Armen geschwungen, durch die reifen Halme. Vom Getreide hatte sich bei der vorigen Ernte so viel abgesät, daß der kräftige Lehmboden und gute Witterung auch in diesem Jahre einen guten Weizen gedeihen lassen konnte. Freilich, mancherlei „Unkraut“ wucherte in diesem Korn, nicht etwa nur Dornen und Disteln, sondern auch Draht Hindernisse, Verhaue von Stacheldraht, Telegraphenleitungen hinderten die fleißigen Mäher, daß die Sense bisweilen mit schrillum Kreischen in einem Draht hängen blieb, oder gegen die Hülse eines Artilleriegeschosses traf. Trotzdem ward hier manche volle, schwere Weizengarbe gebunden, und dank deutscher Sparsamkeit und Ordnungsliebe vor dem Verfaulen gerettet.

Von einer solchen Ernte im Mondenschein, während die Elfen in fröhlichem Reigen, aber unheilvollem Pfeifen in Gestalt „blauer Bohnen“ ihren Reigentanz aufführen, hast Du wohl noch nichts gehört?

Heinz Marcuse, stud. iur., Berlin.

geb. 4. November 1891 in Staßfurt
gef. 17. Oktober 1916 an der Somme.

Berlin, Sonntag, den 27. September 1914.

Meine heißgeliebten Eltern!

Es fällt mir schwer, diese Zeilen an Euch zu richten, die meinen letzten Gruß Euch bringen sollen. Meinem Wunsch gemäß sollen sie Euch erst übergeben werden, wenn ich nicht mehr am Leben bin.

Übermorgen werde ich Berlin verlassen und hoffentlich in Lüben eingestellt werden; aber auch, wenn das nicht der Fall sein sollte, werde ich doch in den nächsten Tagen abberufen werden und freudig meiner Pflicht nachkommen. Denkt nicht, daß mir der Abschied leicht fällt, gewiß nicht. Aber muß ich nicht gehen, muß ich nicht freudig gehen, da es mein Vaterland verlangt? Erst in den letzten Tagen ist es mir so recht zum Bewußtsein gekommen, wie eng ich doch mit meinem Heimatland verknüpft bin und wie ich an ihm hänge. Und sollte ich nicht auch deshalb freudig gehen, weil sich jetzt eine Gelegenheit bietet, die Gedanken, für die ich stets eingetreten bin, in die Tat umzusetzen? Ich weiß ja, daß das Leben nicht das höchste Gut ist, ja, daß es leer und inhaltslos ist, wenn man nicht mit ihm einen Zweck verbindet. Leben nur, um zu leben ist niedrig und vielmehr nur ein Vegetieren; aber leben für eine Idee, für ein Ideal hat Zweck. Ich bin nicht das, was man eine ideal veranlagte Natur nennt, ich bin kein Schwärmer, sondern ich stehe mit beiden Füßen auf dieser Welt und mitten in dem Getriebe um mich herum; aber doch bin ich ein Idealist im guten Sinn des Wortes. Ich habe mein Leben in den Dienst der Menschheit gestellt, weil ich glaube, daß es einen Fortschritt gibt, und daß ich an ihm mitarbeiten

kann. Ich wollte dies als Jurist tun, indem ich für ein gutes Recht sorgte. Doch meine Pflicht reißt mich aus diesem friedlichen Beruf heraus und stellt mich unter die Kämpfenden. Und in diesen Zeiten, wo mein Vaterland bedroht ist, ist nur in der Schlachtreihe mein Platz. Ich werde mich bestreben, diesen voll und ganz auszufüllen und, liebe Eltern wenn ich falle, so werde ich als ein Held sterben. Ich bin nie feige gewesen und sehe auch allem Kommenden mutig entgegen. Ich tue, was ich tun muß; ich habe es immer mit meinen Pflichten sehr genau genommen. Und ich erachte es für meine heilige Pflicht, für mein Vaterland einzutreten.

So schmerzlich auch mein Tod für Euch sein wird, so bitte ich Euch doch, weiter so aufrecht durch das Leben zu gehen, wie Ihr es bisher getan habt. Ihr könnt noch so vielen nützen und helfen! Meine Ruhstätte laßt bitte auf dem Felde der Ehre sein, wo ich gefallen bin. Dort will ich in Ruhe liegen nach einem Leben, in dem ich keine Arbeit und Tätigkeit gescheut habe. Ich habe immer vorwärts gestrebt, das hat meinem Dasein einen Inhalt gegeben.

Euch, meine Eltern, habe ich von ganzem Herzen geliebt, wenn ich das auch nicht so zeigen konnte. Ich kenne auch Eure grenzenlose Liebe zu mir und bin Euch aufs neue dafür dankbar. Für alles, was Ihr mir erwiesen habt — und es war unendlich viel Gutes —, danke ich Euch in dieser Stunde nochmals, und ich bitte Euch, mir in den Fällen zu verzeihen, in denen ich gegen Euch gefehlt habe. Ebenso danke ich auch allen Verwandten und Freunden und richte an sie die gleiche Bitte.

Behaltet mich lieb und in gutem Andenken; dann werde ich auch nach meinem Tode weiterleben.

In treuer Kindesliebe

Euer Sohn Heinz.

Kolomea, 14. April 1915.

Meine geliebten Eltern!

Den letzten Tag, den ich hier bin, benutze ich, um Euch noch einmal ausführlich zu schreiben. Morgen werde ich mit einem Postauto zunächst nach Horodenka fahren, wo unser Divisionsstab liegt, von dort muß ich dann sehen, irgendwie weiterzukommen. Ich weiß, welch anstrengendes Leben mich beim Regiment erwartet, ich kenne auch die Gefahren und gehe nicht mehr wie das erstemal als Unkundiger hinaus. Illusionen hatte ich mir zwar auch damals nicht gemacht, aber nun weiß ich aus Erfahrung, wie es draußen zugeht, und trotzdem muß ich sagen, daß ich gerne auf den Platz gehe, wo ich als gesunder Mensch hingehöre. Mich treibt keine Abenteuerlust, auch nicht mein vielgetadelter Ehrgeiz, denn ich habe gesehen, daß für den einfachen Mann keine Lorbeeren im Felde zu pflücken sind und Euch außerdem versprochen, keine zu suchen. Aber dieses verdammte Pflichtgefühl treibt mich. Ich hätte auch nach Hause kommen können und bei der Ersatzschwadron in Lüben Dienst tun, wenn ich es darauf angelegt hätte. Man wollte mich ja vom ersten Tag an hier abschieben und nach Ungarn senden, von wo ich nicht allein zum Regiment zurückgekonnt hätte. Ich habe damals gebeten, mich hier hinter der Front zu behalten, und bereue es keinen Augenblick. Morgen abend werde ich mich wieder in dem alten Zwang befinden und darüber so schimpfen wie bisher. Gott gebe, daß ich den ganzen Feldzug hindurch bis zum Frieden so weiterschimpfe!

25. September 1916.

Meine lieben Eltern!

Jetzt ist es Abend geworden nach einem jener schönen warmen Sommertage, in denen doch so eine Ahnung vom nahenden Herbst liegt. Ich trete vor die Tür meiner Wohnung, über mir wölbt sich der sternenbesäte Himmel in stiller Feierlichkeit. Ich werde andächtig, leuchten Euch nicht auch jetzt dieselben Sterne, die mich hier erfreuen? Der Gedanke hat so etwas Beruhigendes, und der Sturm in meinem Innern legt sich. Nur wenige Tage noch, vielleicht nur wenige Stunden, und ich werde an der Somme sein inmitten jenes gewaltigen Völkerringens.

Ich gehe ohne Furcht; Furcht ist etwas Häßliches, das keinen Mann kleidet, und ich kann wohl sagen, daß ich in diesem Kriege zum Manne gereift bin. Aber der Gedanke an Euch läßt mein Blut schneller pulsieren und treibt mir wider Willen die Tränen in die Augen. Doch es gibt nur einen Weg, das ist der Weg der Pflicht. Ich gehe ihn festen Schrittes und erhobenen Hauptes. Drum, meine innig geliebten Eltern, Gott befohlen.

Es küßt Euch herzlichst

Euer Junge.

Willi Naumann, stud. theol. et phil., Leipzig

geb. 27. Januar 1897 in Schneeberg

gest. 18. Oktober 1916 im Lazarett zu Göttingen
(an der Somme verwundet).

Hantay, 4. Juli 1916.

Ich habe jetzt die ersten zwölf Nummern der „Sonntagsfeier“ erhalten; herzlichen Dank dafür. Es ist für uns eine große Freude, solche Gedichte zu lesen, die den Krieg nicht nur als Zerstörer, sondern auch als neuschaffende Arbeit ansehen, nicht nur als drückende Not, sondern als Läuterung. Unsere Soldaten hier im Felde sind dafür viel mehr empfänglich als die in der Garnison. Man weiß hier eben besser, wofür man kämpft und was erreicht wird. Daß hier ebenfalls geschimpft wird, ist selbstverständlich. Wer so lange im Feld war wie die meisten meiner Kameraden, der wird halt nervös und reizbar. Aber es gibt hier geradezu Prachtkerle, die ihre letzten zwei Zigaretten noch mit einem anderen teilen. — Neulich erlebte ich in unserem Unterstand etwas, das mich mächtig verblüfft und erfreut hat. Da lieh ich mir von einem Kameraden Goethes Gedichte. Nach dem Mittagessen, also nachts 11 Uhr, las ich darin. Da bat mich einer meiner Leute, ein Kaufmann, etwas vorzulesen. Ich hatte gerade eines der Gedichte an Frau v. Stein da: „Kannstest jeden Zug in meinem Wesen.“ Der Kaufmann war verlobt, das machte ihn vielleicht empfänglicher. Ich erzählte kurz von Goethes Leben, auch von Weimars Park und dem Goethehaus usw. und las dann immer das entsprechende Gedicht. Während ich las kam einer nach dem anderen aus der Schlafhöhle gekrochen und hörte zu. Da war ein Fabrikarbeiter, ein Bauernknecht usw., aber die konnten gar nicht genug Goethe bekommen. Und das, was mich am meisten wunderte: nicht etwa Goethes Liebesgedichte aus seiner Jugend wirkten

am meisten, sondern so feine, stille abgeklärte Lieder, wie das „An den Mond“ („Fülle wieder Busch und Tal“). Um 1 Uhr hörte ich auf, sonst hätten sie mir noch länger zugehört. Und eine Stimmung war da im Unterstand — so eine Goethebegeisterung hab ich noch gar nicht erlebt.

August 1916, im Felde.

Meiner Braut.

Ich habe kein Denkmal im Häusermeer,
Es kündet kein Buch von mir,
Doch wenn ich einst falle im heiligen Krieg,
Dann leb ich in dir.

Du trugst meine Worte im Herzen tief,
Du lebstest mein Leben mit,
Dein Auge glänzt', wenn ich fröhlich war,
Du weintest, wenn ich litt.

Wenn einst eine Kugel mein Herz zerreißt:
In dir kann ich nimmer vergehn.
Stets wirst du die Welt, die schöne Welt
Mit meinen Augen sehn.

Hugo Müller, stud. iur., Leipzig

geb. 5 Mai 1892 in Buchholz (Erzgebirge)

gef. 18. Oktober 1916 bei Warlencourt im Ancretal.

Vor Armentières, 30. Dezember 1915.

Als ich gestern abend 12 Uhr von der Ronde zurückkam, da habe ich ausgepackt, habe ich die Tannenzweige an die Wand gesteckt, einige Lichter angezündet und mit meinem Burschen Weihnachten gefeiert. Selbst die Mäuse und die Ratten haben an diesem Feste teilgenommen und mitgeknabbert an den Stollenbröckchen und an der Aalhaut. Das geht nun einmal nicht anders hier heraußen, da will jedes seinen Teil und Teilchen haben, und es herrscht hier beinahe altchristlicher Kommunismus, der das Teilen mit seinem Nebenmenschen als eine der ersten Tugenden befielt. Und das ist auch recht so, denn fast täglich und stündlich wird uns hier das Märchen vom Besitz, den die Motten zerfressen oder die lachenden Erben an sich reißen, zur grausigen Wahrheit. Noch zittert in mir die Aufregung vom gestrigen Nachmittag, an dem die Engländer unseren Graben mit Schrapnells und Gewehrgranaten überschütteten. Mehr als eine Wasserlache war purpurrot gefärbt vom Blute der zu Tode Getroffenen, und ich mußte an die alten Heldensagen denken, wo die Krieger durch das Blut der Erschlagenen waten, als ich während meiner Dienstzeit von 3—6 Uhr durch die Gräben patrouillierte, immer das bange Gefühl im Herzen: jetzt erwischt's auch dich. Und drüben, 70 Meter gegenüber, johlten die Engländer. Aber unsere Artillerie hat es ihnen auch gezeigt; hinter unserer Stellung stehen die Geschütze meines lieben Freundes Kletzien, der mir wie auf mancher frisch-fröhlichen Mensur im Leipziger Kuchengarten auch hier draußen im todesernsten Männerkampf zur Seite gestanden.

Unauslöschbar sind die Bilder und die Eindrücke, die der grausige Krieg ins Herz und ins Gemüt täglich prägt. Da lagen heute nachmittag in einem Unterstand vier Soldaten und schiefen fest und tief; daneben lag der fünfte tot und blutbesudelt, den sie hineingeschafft hatten, als ihm eine Schrapnellkugel die Halsschlagader zerrissen und sein Herzblut in fingerdickem Strahl gen Himmel geschleudert hatte. Einen Sergeanten, einen alten, ernsten Landwehrmann, trugen sie mit zerschmettertem Arm und aufgerissenem Leib davon; ob er wohl die Sonne noch einmal aufgehen sieht? Einem anderen hat das englische oder besser das amerikanische Blei den Schädel zertrümmert, wieder einem anderen das Bein. Und so ging es heute in einem fort. Und jetzt, wo es Abend geworden ist, da rasen draußen die Maschinengewehre und knallen die Büchsen und pfeifen die Kugeln; das ist unsere Weihnachts- und Silvesterstimmung.

Friedel Oehme, stud. iur., Leipzig

geb. 23. März 1897 in Wurzen
gef. 25. Oktober 1916 vor Warlencourt.

30. März 1916.

Dein heutiger Brief setzte mich in tiefe Trauer. Schon mancher meiner Freunde hat sein Leben für das Vaterland gelassen, aber keiner hat mir so nahe gestanden wie Otto J. Du weißt, was wir uns gewesen sind. Und nun dieser entsetzliche Schlag! Ich habe das tiefste Mitgefühl mit Frau Sanitätsrat; so Schweres wie sie hat wohl selten ein Mensch zu tragen; Gott stärke sie, den Schlag zu überstehen. Und wie schrecklich für die Großmutter. Die beiden Söhne starben, und den einzigen Enkel ihnen folgen sehen zu müssen! Welche unsägliche Trauer muß die 80jährige tragen um all die verlorenen Hoffnungen.

Gottes Hand liegt schwer auf unserer Klasse. Der achte bereits ist mein Otto. Wenn uns früher in der Religionsstunde der Lehrer sagte bei einer Stelle wie: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, daß wir immer bereit sein müßten, und daß niemand wüßte, wer der erste wäre, da sahen wir uns immer an: „Ach, das hat ja noch Zeit! Wir sind ja noch so herrlich jung!“ Acht von denen schlummern bereits in die Ewigkeit hinüber.

16. Juni 1916.

Was Du über mein Bild schreibst, mag stimmen. Man wird ja älter, ernster hier draußen. Die ständige Nähe der Gefahr übt ihren Einfluß mächtig aus. Dazu noch die Sorgen um das Vaterland im Inneren und Äußeren; ich denke so viel nach, was eigentlich nach dem Kriege werden soll. Und dann ist's ja auch kein Wunder, wenn man älter aussehen lernt, durch die vielen Erfahrungen, die man doch täglich macht. Manches was mir erst hoch und hehr schien,

ist in den Dreck gezogen; was glänzend und gut schien, ist faul und schlecht. Der Schleier, der das Schlechte deckt, der sich in normalen Zeiten langsam beim Älterwerden vor den Augen des Jünglings hebt, der wird vor den Augen von uns kriegsfreiwilligen Schülern mit einem Ruck weggerissen. Offen liegt das Gemeine unserm Blick, und der Gegensatz erschreckt uns. Den Zeitraum, der an den Anblick gewöhnen könnte, drängt das Geschick für uns auf wenige Monate zusammen. So ist man ernster geworden.

Doch trotzdem lebt in mir der Wille zum Leben. Wie alle anderen freue auch ich mich auf die Zeit, wo die Gefahr beiseite tritt, wo ich nach meinem Willen arbeiten kann, nach meinem Willen mich freuen kann, wenn ich wiederkomme. Wie lang wird das dauern?

26. Juni 1916.

Es ist jetzt ein frischer Ostwind. Abgesehen davon, daß dabei keine Gasgefahr ist, ist er für die Ernte ganz hervorragend. Hoffentlich habt Ihr ihn drinnen ebenso. Zu tun haben wir nichts. Gestern abend war ein herrliches Stündchen. Eichler, der hübsches Geschick zum Vortragen hat, las aus Homer vor. Unsere Putzer lauschten gespannt den schönen Versen des alten Heinrich Voß, und im Fluge verschwand die Zeit, während wir kaum zwei Gesänge vorgelesen hatten. Wir haben lebhaft unserer lieben Pennälerzeit gedacht, und auch unserem gemeinsamen Lehrer des Homer, dem alten Cressus, einen Gruß gesandt. Ich bin neugierig, ob er antwortet.

Hellmuth Straßmann, Techn.Hochschule Charlottenburg

geb. 21. Januar 1893 in Berlin
gest. 5. November 1916 bei Thillooy.

Student Erwin Straßmann über den Tod seines Bruders.

Bei Bapaume, 16. November 1916.

Heute war ich an meines Bruders Grab. Es war eine schwere Stunde. Liebe Eltern! Ich sprach mit den Herren seines Bataillons und seiner Kompanie. Sie berichteten folgendes: Am Abend des 3. rückte das F-Bataillon in die Stellungen südwestlich von Bapaume. Immer wachsend setzte die Angriffstätigkeit der Engländer ein, bis sie am 5. November mit Infanteriestürmen anfangen. Als vor Hellmuths Abschnitt die englischen Schützen aus dem Graben sprangen, bekamen sie solches Feuer, daß sie auf offenem Felde Stellung nehmen mußten. Dort eröffneten sie ein unregelmäßiges Schützenfeuer.

Hellmuth stand während der ganzen Zeit an der Grabenwand und sah hinüber über die Brustwehr. Da erhielt er einen Infanteriekopfschuß unterhalb des Stahlhelms durchs Haupt. Er sank wortlos in die Arme seines Befehlsempfängers und hatte so den kürzesten, bestmöglichen Soldatentod. Man brachte ihn aus der Stellung, überführte ihn nach Beugny und beerdigte ihn dort auf dem deutschen Soldatenfriedhof. Es war derselbe Ort, in welchem ich mit Hellmuth 48 Stunden vor seinem Tode zusammen war.

Liebe Eltern! Was Ihr seitzwei Jahren fürchten mußtet, ist eingetroffen. Quält Euch nicht zu sehr! Wir wollen wenigstens dankbar sein, daß wir ihn so lang hatten, daß er freudig und hoffnungsvoll bis zuletzt war und mit Herz und Seele den Krieg mitmachte, daß er schließlich ohne Schmerz und Bewußtsein den leichtesten, schnellsten Soldatentod erlitt. Wenn es droht, über Euch zusammenzuschlagen, so

denkt einmal, was Hellmuth dazu sagen würde. Mit wenig Worten und Gründen würde er Euch fest und zuversichtlich machen, wie er es ja oft tat. So erfuhr ich die Wirkung seines Wesens auch am letzten Tage, an dem wir einander hatten, am 3. November. Da war ich niedergedrückt und voller Ahnungen und wollte ihn nicht hinausziehen lassen in die Schießerei da vorne. Er lachte und sagte: „Ein solches Ende ist noch nicht das Schlechteste. Denn, sieh mal, mein bisheriges Leben war ungetrübt und voller Freuden. Es war ein ständiger Aufstieg; das Erlebnis des Krieges jetzt ist der Höhepunkt; von da kann es nur noch abwärts gehen. Zwar weiß ich bestimmt, daß ich etwas leisten werde, ganz gleich, was ich nach dem Kriege mache. Aber mehr als ich jetzt im Felde bin und leiste, wird es nie werden; man wird kümmerlich von seinen Erinnerungen leben und sich wie ein Fisch auf dem Trocknen vorkommen.“

Heute im Ballon, schwebte ich über Hellmuths Grab, über den Stellungen, wo er fiel, wo dauernd Kameraden fallen, und über dem Feind. Wenn das alles ein Blick umfassen kann, ist man sich seiner Pflicht doppelt bewußt. Es ist das wohl jetzt der beste Posten für mich. Hier, im dauernden Donner der Schlachten, ist es ein leiser Trost, ihn draußen zu wissen, wo keine Granate mehr stört, denn unaufhörlich geht das Morden weiter. Wohl ihm, daß er die letzte Konsequenz, dem Vaterland alles zu opfern, schon zog! Denn der Wert des Opfers bürgt für die Kraft des Erfolges. Hier draußen, wo Leben und Tod eine Gemeinschaft bilden, wird keine trennende Schranke mehr empfunden. Wenn Ihr sehen würdet, was da für Reihen von Gräbern ausgehoben werden, was an Menschen da täglich hinzu gelegt wird, so würdet Ihr in vollstem Maße empfinden: Es geht nicht um Einzelschicksale, es geht ums ganze Volk und zwar um dessen Existenz. Denn ehe ein Volk in solchen

Massen Söhne opfert, seit über zwei Jahren mit unerhörter Freigebigkeit opfert, muß ihm wohl die Faust an der Kehle sitzen. Diese Myriaden von Kreuzen im Feindesland sind es, welche das Fundament bilden für Frieden und Zukunft unseres Volkes.

Hier im Felde, an der Somme, ist Tod und Trauer etwas ganz anderes. Da weiß jeder, es sterben in jedem Augenblick die Kameraden, die Fahnenträger. Aber die Idee, die Fahne lebt, wird hochgehalten. Und das ist das Wesentliche. Die ihr Leben für uns ließen, sind die, welche uns und unserem Volk das Leben geben. Sie sind das Fundament der Zukunft. Darum ist der Tod fürs Vaterland höchste Lebenserfüllung; das sei der Stolz der Trauernden. Heute auf dem Friedhofe mußte ich lächeln mitten in all den Empfindungen. Hellmuth liegt als erster in der ersten Reihe. Selbst hier bleibt er seinem Prinzip treu: „Stets der Erste zu sein und vorzustreben den anderen.“

Ich wünschte, Ihr hättet heute die letzten Kerle des 5. Garderegiments gesehen, die abends in die Gräben gehen. Es sind so heilige, stille Jungen; aus ihren Augen leuchtet ruhevoller, weltferne Unendlichkeit. Sie gehen und besuchen noch einmal die gefallenen Kameraden. Es ist ihnen eine Erholung, bei den einzelnen Kreuzen stehen zu bleiben und von dem, der da unten liegt, zu sprechen. Der Gedanke, bald bei ihnen zu sein, gibt ihnen stilles Glück; denn sie sehnen sich nach Schlaf. Wir aber müssen wachen! Darum Augen auf! Blick geradeaus, daß wir nicht in Anfechtung fallen.

Bernhard Becker, stud. phil., Freiburg (Brsgr.)

geb. 10. Oktober 1895 zu Wolfach in Baden

gef. 11. November 1916 an der Somme.

Am 17. November 1914.

... Von dem eintönigen Exerzierdrill frei will ich den Abend benutzen, um wieder in einem Briefe an Dich den „individuellen Menschen“ in mir sprechen zu lassen. Deine Karte hat mich unendlich gefreut. Sie war in ihren geistvollen Gedanken für mich wie ein Wassertropfen auf glühenden Stein. Ja, der Bach! Dieses göttlich schöne Konzert strotzt so von genial-kühnen Einfällen (NB. ein über 50 Takte langes prachtvoll aufgebautes Klaviersolo läßt bereits den ganzen Liszt ahnen!), daß ich mich überhaupt fragen muß, wie es möglich war, daß ein Musiker sich jedesmal so neu und vielgestaltig ausdrücken kann. Deswegen ist er für mich einfach der Größte, das A und O der deutschen Musik. Sein Ahnen der Zukunft deutscher Musik (sogar bis zur Programmmusik inklusive der „Ton-dramatik“ R. Wagner, die in den 198 Kantaten vorgeführt wurde), sein herrlich-tief germanisches Empfinden (von vielen nur das eine: der Koloß der H-Moll-Messe), seine Vielseitigkeit und Gedankenfülle (eklatantes Beispiel: die 30 Goldberg-Variationen, bei denen jede wieder anders ist, und doch ein Abkömmling einer simplen „Aria“) machen ihn zum größten Musiker.

Meine musikalischen „Augensterne“ sind: Bach, W. A. Mozart, Johs. Brahms und Gustav Mahler. In der nächsten musikwissenschaftlichen Abhandlung will ich versuchen, die „Größe Mozart“ zu beleuchten. So kommt einer nach dem anderen bis Mahler.

Sehr interessant war Streichers Schrift.

Welche Freude hat es mir gemacht, hier einem Manne,



der für Schiller kompetent ist und der ihn wirklich und wahrhaft verstanden hat, lauschen zu dürfen, zumal er ein inniger Freund eines der größten Genies war. Gerade durch dieses Büchlein wurde mir das „dramatische Genie“ Schillers, das ja außer Frage steht, ganz klar. Auch hier die allen Großen gemeinsame Erscheinung: aus einer Empfindung heraus entsteht — den Schöpfern selber unbekannt — das Werk. Streicher betont und beweist es für Schiller. Neben mir liegt der „Götz“. Da habe ich diese Behauptung bestätigt gefunden: „So fühl' ich denn, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz.“

Das war noch bei allen Künstlern, oder besser gesagt, bei allen musikalischen Menschen der Fall.

Ja, die Kunst ist etwas unschätzbare Schönes. Ein Labsal, eine Erfrischung, mitunter eine förmliche Neugeburt des inneren Menschen. Ich möchte ihr — der Kunst — die Verse Tibulls begeben, die ich mir immer schon als „Motto“ für jede Art von Kunst gedacht:

*Te spectem sumptrema, cum mihi venerit hora
Te teneam moriens deficiente manu.*

(Dir möcht' ich noch ins Antlitz schauen, wenn mir
die letzte Stunde schlägt,
Dich möcht' ich sterbend noch halten, wenn schon
die Hand mir versagt.)

Harnes, den 8. März 1915.

Du schreibst, daß ich weniger von Kunst und Musik usw. schreiben soll als vielmehr von der „Wucht und Tragik des Feldlebens, die auf mich einstürmt“. Das ist wunderschön gedacht und gesagt. Diese Wucht und Tragik habe ich aber noch nicht kennen gelernt. Nein alles, was man erlebt, ist Stimmungsromantik — wenigstens für mich. Ja

wenn es wieder so vorginge wie zu Anfang oder jetzt in Rußland → ja dann könnte man von oben gemeldeter Wucht und Tragik was erzählen. Aber in dem Stellungskrieg!!! Zudem haben die guten Zeitungsschreiber so verdammt wenig Vorstellung und Ahnung von dem Feldleben, die machen ihren Lesern nur was vor. Schwamm darüber! Wenn ich jetzt in Harnes am Kanalufer sitze und zwischen Silberpappeln in der Vorfrühlingslandschaft Mörike lese und von weitem Donnergeschütze — wer will mir das übernehmen. Kurz und gut, Schwamm darüber!

Eine andere Freundin von mir findet es ganz großartig von mir, daß ich, der ich bei den Schulschranzen kaum noch als Kunstempfindender genannt werden konnte, jetzt im freien Kriegsleben mich in meiner ganzen Kunstliebe wieder gefunden habe. Das ist doch verdammt wichtig. Ich bin selbst ganz stolz darauf. Denn so wie ich jetzt meinen Mörike und Hölderlin usw. usw. liebe, hab ich ihn auf der Schulbank nie geliebt. Es ist mir gerade, wie wenn ich aus tiefstem kalten Keller käme und jetzt die Kunst in warmen Sonnenstrahlen gebadet vor mir läge.

Hans Forster, stud. math., München

geb. 6. Oktober 1890 in Bettbrunn

gef. 29. November 1916 bei St. Mihiel.

Vor Verdun, 1. Juli 1916.

Am 20. abends 9 Uhr geht's in die Stellung vor. Rasendes Granatfeuer. In einen früheren Hohlweg hinein. Dort hatten zwei Züge Stellung. Der dritte Zug kam links davon einen Hang entlang. Ihr dürft Euch da nicht etwas Grünes darunter vorstellen. Es gibt keine Farbe außer braun, grau und schwarz — es gibt keine Form außer Granatlöcher. Die Leute werden in Löcher verteilt, immer zwei oder drei, ein Loch vom anderen 30—50 Meter entfernt. Ich bin am linken Flügel mit einem Mann in einem Loch links 40 Meter zu den Jägern, rechts 40 Meter zu einem Kameraden. Das Loch ist 1,40 Meter tief, 1,60 Meter lang, 1 Meter breit. Die ganze Nacht gespannte Aufmerksamkeit nach vorn. Der Aufsichtsbereich ist groß. Die Augen angestrengt — Handgranaten und Gewehr bereit; Revolver geladen. — Wir können ja am Tage schlafen! — Um $\frac{1}{6}$ Uhr kochen wir uns etwas Kaffee auf meinem Kocher. Legen uns dann schlafen. Um 8 Uhr morgens beginnt Trommelfeuer bis 4 Uhr nachmittags. Von Essen oder Aufrichten keine Spur, da die Splitter nur so fliegen. Um 5 Uhr mit großem Kaliber bis 7 Uhr. Neben uns wird alles aufgewühlt, und da kommt Verborgenes, was nach menschlichem Recht Ruhe haben sollte, zutage. Der Gestank wird sehr arg. Wir dürfen keine Bewegung machen, da ein feindlicher Flieger kreist. Mit Zeltdecken verbergen wir uns, die Gewehre und alles Auffällige. Wir sehnen die Nacht herbei. — Die zweite Nacht — um 4 Uhr morgens will ich mich hinlegen. Habe noch nicht mein Zelttuch gerichtet, kommt Oberleutnant Frhr. v. K. und bittet mich, ihn zur Kompagnie zu führen.

Dort erfahre ich, daß um 8 Uhr, am 23. früh — also in einigen Stunden, ein Sturm auf die feindliche Linie stattfinden soll; alle benachbarten Brigaden stürmen mit. Wir sollen das uns gegenüberliegende, starke a-Werk nehmen. Die französische Stellung lag, soweit wir überhaupt etwas davon wußten, 200 Meter vor uns im Grunde einer Mulde. „Alles zum Sturm vorbereiten, Gasmasken bereithalten, Handgranaten fertig. Verbindung mit den Nachbarn.“ Das sind unsere Befehle.

Der Sturm. Vorbereitung. Um 4 Uhr 15 Min. begann mit kleinen Kalibern die Beschießung der feindlichen Linien Gasgranaten. Große Wolken. Einige zu kurz gegangene zwingen uns zur Benützung der Gasmasken. Wir geben Signalzeichen (Leuchtkugeln, die man auch bei Tage sieht): „Feuer verlegen.“ Um 4 Uhr 45 Min. ist der Dampf über den feindlichen Stellungen dicht. Das Feuer der kleinen Batterien uns gegenüber verstummt. Bis 5 Uhr kommen gewöhnliche Granaten. Der Rauch verteilt sich. Die Franzosen schießen wieder. Von 5 Uhr bis 5 Uhr 30 Min. Gas, 5 Uhr 30 Min. bis 6 Uhr gewöhnliche Granaten, 6 Uhr bis 6 Uhr 30 Min. Gas, 6 Uhr 30 Min. bis 7 Uhr gewöhnliche Granaten. Wir stehen oben und schauen trotz der Splitter zu. Das Kaliber unserer Artillerie wird größer. Die feindlichen Batterien beschießen unsere rückwärtigen Linien; Sperrfeuer! Wir erhalten fast keinen Schuß. 7 Uhr 30 Min. Gas mit den größten Kalibern. 7 Uhr 30 Min. bis 8 Uhr 38,5 bis 42 cm-Granaten. Ein furchtbares, gewaltiges Schauspiel. Erde bis zum Himmel. Die Schlucht eine riesige Dampf- wolke, turmhoch flogen die Trümmer. Dorf Fl. auf der Höhe 3 Kilometer entfernt, ist eine Rauchwolke. Gegenüber unserer Stellung scheint die Welt unterzugehen. Und wir? Wir stehen mit begeisterten Augen und schauen und schauen! — Dann essen wir unsere Vorräte auf bis auf den

eisernen Bestand, denn Kraft tut uns not in den nächsten Stunden. Für manchen der letzte Bissen! — 8 Uhr: rechts und links Leuchtkugeln bestimmter Farbe. Raus aus den Gräben! Rasch geht es vorwärts über 1—2 Meter hohe Löcher und Trichter. Kein Quadratmeter, der nicht verwühlt ist. Der Feind hat sich tapfer gehalten. Die Maschinengewehre rasseln, das Infanteriefeuer rollt. Ein Höllenlärm. Weiter geht's. Da stürzt einer, dort wieder einer. Weiter! Rast in einem Granatloch. Näher heran. Die Granatlöcher werden tiefer; manche bis zu 15 Meter tief — steile Schächte. Unsere 42er! Dort — da: „Blaugraue“. Sie bleiben und schießen. Auch wir. Heraus aus dem Loch! — Vorwärts. Rechts ein Loch mit vier Franzosen; den Kolben hoch — sie heben die Hände. „Retour“ rufen wir, und gehorsam springen sie, soweit sie nicht verwundet sind, heraus und laufen ohne Waffen hinter unsere Front, wo die Reserven sie auffangen. Das Maschinengewehrfeuer wird stärker. Aha — das a-Werk. Vorwärts! Die Franzosen fluten zurück; auf Befehl eines Offiziers nehmen sie wieder Stellung. — „Handgranaten“ gellt bei uns der Ruf. Überall stürzen Verteidiger — andere ergeben sich. Noch ein kräftiger Stoß — das a-Werk ist unser! — Weiter geht es durch den Grund der Mulde. — Vor uns ein Bahndamm; rechts eine Kurve des Dammes. An ihr 40—50 Franzosen, heben die Hände. Ein Gefreiter schießt noch auf sie — reiße ihn zurück. Ein alter Franzose hebt die nur wenig verletzte linke Hand und lächelt und dankt mir. Dem Bahndamm gilt es nun. Der Hang gegenüber speit Maschinengewehrfeuer. Wir legen uns hin und schießen. Unsere Artillerie setzt drüben mit Gas hinein. Gewaltige Detonationen. Auf Signal von uns „Feuer vorverlegen“ geht es weit den Berg hinan — die Franzosen beginnen die zweite Stellung zu räumen. So mancher der Flüchtlinge fällt; ein Teil er-

gibt sich. Weiter geht es. Wir bekommen Flankenfeuer eines Maschinengewehrs — ein Unterstand im Bahndamm. Einige Handgranaten oben hinein. Da kommen sie sofort heraus — die Halunken.

Hinüber über die Bahn. Die Stellung darüber am Berg besetzt. Am Bahndamm sind Geschütze. Das ist eine Freude. — Fast sind wir auf der Höhe — aber wir müssen warten, bis unser Feuer verlegt wird. Wir warten in einem Granatloch. 10 Meter links von mir steht in einem Loch Leutnant A., unser derzeitiger Kompagnieführer. Leutnant A. ruft herüber: „Schön ist es gegangen“ und lacht; dann wird er ernst, da er sieht, daß einige Leute weiter vorgehen und Gefahr laufen, ins eigene Feuer zu kommen. Er steht auf und will rufen — da — spritzen Fetzen seiner Generalstabskarte, er krampft die Hände vor die Brust und fällt vornüber. Einige Leute springen herzu — doch schon nach wenigen Minuten ist er tot. Weiter geht es. Kein Aufenthalt. Über Drahtverhau zum Dorf Fl.; in Zeit von 10 Minuten unser. — Mit umgehängtem Gewehr, die Zigarette im Munde, lachend und plaudernd geht es weiter. Gefangene Franzosen kommen zu Hunderten. Rechts brennen die Zwischenwerke von Ch. — eines neben dem anderen. Weit vorne liegt das große Werk „Kalte Erde“; vier rote Backsteintürme. Links Fort S., im Hintergrund Fort T. Sicht man den Bergrücken von Fl. aus westwärts hinunter zwischen Fort T. und Fort S. hindurch, so erblickt man ein Tal, dessen Ausgang, rechts sich wendend, Verdun bzw. seine Vorstädte sehen läßt. Oh Verdun, welche Begeisterung! — Man drückt sich mit strahlendem Blicke die Hand Rechts vom Dorf Fl. steht Prinz Heinrich — freudig bewegt. Es ist ein Anblick, so groß und erhaben. Zeit 9 Uhr 20 Min. vormittags. Die Sonne scheint. Vor uns die Täler. Gewaltige Explosionen ab und zu.

Um 12 Uhr mittags raffte sich der Feind zu einem Gegenstoß auf, wir überrannten ihn und besetzten einen Schützengraben 1 1/2 Kilometer vor Dorf Fl. Das Artilleriefeuer steigert sich. Wir können uns nicht mehr im offenen Graben halten und suchen die Unterstände. Es sind Jäger, Leiber, 15 Mann des 10. Regiments und zwei Unteroffiziere und drei Mann vom 24. Infanterieregiment unter Führung eines Leutnants des 24. Infanterieregiments, der mich nicht mehr fortließ. Als wir abends (23.) aus unseren Löchern krochen, merkten wir zu unserem Schrecken, daß die Stellung um 8 Uhr geräumt war und nur mehr wir 24er und die paar 10er die Stellung von 500 Meter hielten. Das war unmöglich. Leutnant E. gab Befehl, bei Einbruch der Dunkelheit zurückzugehen, da wir vergessen worden seien. Doch schon um 8 Uhr 30 Min. schoß unsere Artillerie in den Graben — so hieß es noch am helllichten Tage: zurück. Das Gelände bot, durch die vielen Granattrichter verändert, große Schwierigkeiten beim Zurechtfinden. Leutnant E. ging voraus und befahl auf 100 Meter zu folgen. So verloren wir ihn. Ich nahm die übrigbleibenden zwölf Mann unter mein Kommando; ein Mann, am Oberschenkel verwundet, wurde mitgenommen. So ging es unter Granatenhagel zurück. Der Durst war riesig. Jede, auch durch Gas gelb gefärbte Pfütze mußte herhalten. Nach zwei Stunden hatten wir 500 Meter zurückgelegt. Von Loch zu Loch. — Es wurde Nacht — der Granatenregen weniger stark —, aber dafür sehr schwer die Richtung zu finden. Gott sei Dank hatte ich den Leuchtkompaß, sonst wären wir bestimmt in Gefangenschaft geraten.

Bis morgens 4 Uhr lagen wir dann in einem Loch und konnten nicht vorwärts, da die Mulde vor uns stark beschossen wurde. Durst riesig. Endlich regnete es, da leckten wir die Überzüge am Helm und die Rockärmel ab. Die

Kehle war wie ausgetrocknet. — Um 1/5 Uhr kamen wir an unsere frühere erste Stellung an, wo uns Major M., 2. Landwehrregiment, nach Fort D. zurückschickte. Der Weg dorthin liegt stets unter Sperrfeuer. Ein Unteroffizier vom Leibregiment bat mich, ihn dorthin zu bringen, er hatte Unterleibsschuß. Die Blase wollte springen; also los. Er war einen Kopf größer wie ich, und es war schwer für mich, ihn zu stützen. Wegen der schweren Verletzung und der aufgerissenen Wege konnten wir nur in kleinen Schritten vorwärts kommen und brauchten bis morgens 9 Uhr vier Stunden. Es war ein schrecklicher Weg. — Als es heller wurde, erkannte ich in ihm einen Kommilitonen bei Universitätsprofessor G. in München. — Wir kannten uns aber früher nicht näher. — Er weinte und dankte mir bewegt in Fort D. für meine Hilfe. Von D. aus ging es weiter nach der B-Schlucht. Auf dem Wege dahin lag ich eine Weile ohne Besinnung — vor Entkräftung. Das Anschnuppern eines reiterlosen Pferdes brachte mich wieder zu mir. Endlich um 2 Uhr beim Regiment in der B-Schlucht, wo ich mich an Wasser und Kaffee erquickte, wusch und schlief. Die Strapazen hatten ein Ende.

Hans Spatzl, stud. theol., Freising

geb. 14. Mai 1891 in Surberg bei Traunstein
gest. 16. März 1917 im Feldlazarett bei St. Mihiel.

14. Juli 1915.

Ein Bild des Friedens war es, das ich Dir im letzten Briefe mitgeteilt. Heute ein anderes Bild, das mir auch unvergeßlich bleibt. Es ist das Grab eines unserer Helden. Oft gehe ich daran vorüber, aber nie ohne mein Haupt zu entblößen und ein Ave-Maria für den Toten zu beten. In der Gruft, die eine schwere Granate herausgewühlt hatte, hat ihm ein treuer Kamerad das Grab bereitet. Ein regelrechtes Grab hat er darin aufgeworfen, ein hübsches überdachtes Kreuz aufgepflanzt. Zwei Kerzenleuchter stehen zu dessen Füßen. Ein schweres 18 cm-Geschoß thront über dem Grabe. Darauf waren Blumen gepflanzt. Rings um das Grab herum wucherte die Natur. Ähren und Blumen bunt durcheinander neigten sich über den Rand der Granatengrube. Ein heiliger Friede wohnt, und wenn ich am frühen Morgen, da die Sonne ihre ersten goldenen Flammen über dem Grabe flackern ließ, vorüberging, dann zog ich meine Mundharmonika heraus und spielte dem gefallenem Kameraden eine fromme Weise ins Grab.

Willy Hölscher, Forstakademie, Hannoversch-Münden

geb. 12. August 1893 in Attendorn i. W.
gef. 31. Januar 1917 in der Champagne.

In der Champagne, 20. Februar 1916.

Das Wetter ist heute schön. Wenn es so bleibt, reite ich heute nachmittag zu unseren Fliegern. Nun noch eines. Seid doch so gut und schickt mir Blumensamen! Vorn um meine Deckung herum sieht es wenig hübsch aus, und wer weiß, wie lange ich da noch drin sitze —, darum will ich Blumen dahin pflanzen. Also bitte, Samen von Wicken, Winden, Sonnenblumen, Flachs, Reseda usw. Ich will mir die häßliche Ecke da ordentlich grün anpflanzen.

25. April 1916.

Heute werde ich meine erste Prüfung, das Pilotenexamen, machen. Da muß ich alle möglichen Sachen in der Luft machen. Eine „8“ fliegen, verschiedene Landungen usw. usw. — Alle hier wundern sich, daß ich schon so weit bin und nach knapp vier Wochen so bon fliege. Mir macht es riesigen Spaß. Ich habe jetzt, seitdem ich allein fliege, eine tadellose Maschine ganz zu meiner Verfügung. Einen neuen Albatros-Doppeldecker mit 100 P. S. Mercedes-Motor. — Vor ein paar Tagen war ich 1200 Meter hoch, etwa 300 Meter über den Wolken, so gegen Abend bei untergehender Sonne. Unten auf der Erde war trübes, häßliches Wetter. Ein großartiger Anblick, als ich aus der trüben Gegend unter den Wolken heraustauchte, in den wunderbarsten Sonnenschein über den Wolken, die wie ein endloses Leichentuch über der Erde lagen. Da konnte man ganz vergessen, daß es da unten irgendwo noch 'ne Erde gab, auf der so kümmerliche Lebewesen herumkriechen. Ich hatte ein Gefühl, als könnte ich ruhig aus meinem Flugzeug aussteigen und auf den

Wolken zu Fuß spazieren gehen (ich hab's aber doch gelassen). Ganz unirdisch war's. Die armen Menschen, denen so etwas nicht vergönnt ist! Am liebsten möchte ich Euch alle mal mitnehmen dahin.

In der Champagne, 21. Januar 1917.

Hier ist jetzt ziemlich viel Betrieb. Wir sind den Franzosen aber über. Das im französischen Heeresbericht vom 23. Januar erwähnte deutsche Flugzeug, das „von einem französischen Piloten abgeschossen hinter der Navarin-Ferme niederfiel“, ist leider eines von unserer Abteilung. Der hat Pech gehabt. Ausnahmefall. Wir werden ja immer, wenn wir in Reichweite der französischen Abwehrkanonen kommen, fleißig beschossen, aber: treffen ist sehr schwer. Einige ehrenvolle Wunden hat meine Maschine auch schon. Einmal drei, einmal vier, einmal einen Treffer. Aber alles belanglose, ungefährliche, kleine Löcher; die werden zugeklebt, Datum drangemalt, fertig! Die Tragflächen haben noch viel Platz übrig.

Karl Feick, Dr. phil., Gießen

geb. 29. Dezember 1891 in Darmstadt
gef. 9. April 1917 an der Aisne.

Sennelager, 17. Januar 1916.

K. und ich waren in derselben Kompanie lange Zeit nebeneinander herumgelaufen, ohne uns näher kennen zu lernen. Eines schönen Sommer-Sonntagnachmittags lag ich im dichten Ardennenwalde und guckte durch das grüne Gewirr von Ästen ins Blaue. Da kam er auf mich zu, bekleidet mit Hose und Stiefeln und frug mich, ob ich etwas zu lesen hätte. Ich bot ihm das Verzeichnis von Reclams Universalbibliothek an, was großen Eindruck auf ihn gemacht haben muß, denn von da an waren wir gute Freunde. Damals verbrachten wir den freien Nachmittag mit dem Studium des besagten Verzeichnisses, gingen die uns bekannten Autoren der Reihe nach durch, und ich machte die erfreuliche Wahrnehmung, daß K. in Literatur ziemlich gut beschlagen war. Bald darauf lernte ich ihn auch als flotten Federzeichner kennen und schließlich waren wir dicke Freunde. Ihn widerte der öde Kommiskram schrecklich an, während ich damals mit Leib und Seele Soldat war. Er dauerte mich immer, wenn er unter der Last schwerer, schmutziger Zementsäcke einherkeuchte oder, was ihm noch peinlicher war, mit unangenehmen Kameraden dicht zusammengepfercht in schmutzigem Unterstand schlafen mußte. Er meldete sich stets freiwillig zu jeder Patrouille, und wir beide haben da draußen in dunkler Nacht zwischen den Fronten manches Abenteuer erlebt, welches unsere Freundschaft immer inniger werden ließ. Ich erinnere mich einer tollen Nacht, in der uns die Franzosen abzufangen gedachten. Als wir versuchten, durch das französische Drahtverhau durchzukriechen, um einem französi-

schen Horchposten mit Handgranaten auf den Pelz zu rücken, ertönte plötzlich ein Pfiff, einige Raketen platzten über unseren Köpfen und blendeten alles mit grellem Licht, ein wohleingerichtetes Maschinengewehr schoß wie rasend dicht über unsere Köpfe, sämtliche Posten begannen aus allen Richtungen auf uns zu schießen, und selbst die Artillerie setzte uns ein Schrapnell nach dem anderen vor die Nase. Im Nu war unsere Patrouille nach allen Richtungen hin zerstoßen. Immer zwischen zwei Schrapnellschüssen sprangen wir ein Stück zurück, natürlich dauernd von der Infanterie beschossen, fielen über Stacheldraht, Leichen früherer Gefallener, in Granatlöcher und Gräben, kurz, es war ein Gepurzel wie noch nie. Ich war ganz allein, sah niemanden, und hörte auch bei dem starken Wind nur das Geknatter der Schüsse. Das Standbild des Orion gab mir die Richtung. Erschöpft ließ ich mich schließlich in einen Graben fallen, um dort zu warten, bis das Feuer nachgelassen hatte. Da auf einmal kommt jemand in elegantem Kopfsprung gerade neben mich gepurzelt, fängt furchtbar an zu schimpfen und schließlich riesig zu lachen, als er mich erkennt. Es war mein Freund K. Damals rief er mir im Hagel der Schrapnellgeschosse zu: „Du, ich glaub' doch, daß wir zwei zusammengehören.“ Wir kamen glücklich zur Stellung zurück und fanden zum Glück auf dem Weg dorthin noch einen verwundeten Kameraden. Manchen schweren Gang haben wir nachher noch zusammen gemacht. Dann kam die große französische September-Offensive. Todmüde von den Anstrengungen der Schanzarbeiten, über und über bedeckt mit dem weißen Staub des Kreidebodens und halb betäubt durch die ungeheuren Detonationen der schweren Granaten, lagen wir in den Ruinen unserer zerschossenen Unterstände und warteten sehnsüchtig auf den französischen Sturm. Am Morgen des 25. Sep-

tember, nach 70stündigem schweren Trommelfeuer, kamen sie endlich angestürmt, Tausende von blauen Gestalten mit aufgepflanztem Bajonett, alle in der festen Zuversicht, uns bereits tot anzutreffen, um über unsere Leichen hinwegstürmen und endlich dem Vaterland die Freiheit bringen zu können. — Wenige Minuten später lagen sie fast alle als schrecklich verstümmelte Leichen vor unserem Graben, aus dem der leider sehr schwache, aber um so mutigere Rest der Besatzung ein höllisches Feuer auf die dichten Sturmkolonnen gerichtet hatte. — Dann trat die unheimliche „Ruhe nach dem Sturm“ ein. Nur das jämmerliche Geschrei der Verwundeten war zu hören; es dauerte noch bis zum Morgen des folgenden Tages. Endlich konnten wir uns nach den verwundeten und gefallenen Kameraden neben uns umsehen. Traurige Bilder! Die meisten lagen verschüttet in den eingeschossenen Unterständen, viele gruben wir wieder heraus, teils noch lebend, teils tot. Vergeblich suchte ich meinen Freund und hätte ihn nicht gefunden, wenn nicht ein Kamerad mich auf eine Stelle des Grabens aufmerksam gemacht hätte, die, weil vollständig eingeschossen, sehr gefährlich zu passieren war. Hier hatten die Kameraden auf freiem Feld ohne Deckung dem Sturm getrotzt, während die französischen Maschinengewehre sie der Reihe nach hinstreckten. Aus dem fast völlig verschütteten Eingang eines Unterstandes erschollen Hilferufe. Endlich hatte ich mich hineingearbeitet. Vorn lag einer mit gebrochenen Beinen, dahinter saß einer und schlief anscheinend, fiel jedoch, als ich ihn anrührte, tot um, dahinter lag einer am Sterben, und ganz hinten im Dunkeln rief mein Freund meinen Namen mit schwacher Stimme. Die Körper der anderen Kameraden verwehrten mir den Zugang zu ihm. Schließlich gelang mir's, von einer anderen Seite aus vorzudringen, ihn am Koppel zu fassen

und herauszuziehen. Die rechte Hand war ganz zerschmettert, die Hand, welche einst die schönsten Zeichnungen gefertigt hatte. Aus der linken Brust quoll ein starker Blutstrom. Ich mußte K., der durch den großen Blutverlust ohnmächtig war, unter den schwierigsten Verhältnissen zum Verbandspatz schleifen. Aber nicht ein einziges Mal hat er gestöhnt, selbst dann nicht, als ihm von der Hand die Überreste der Finger abgeschnitten wurden. Ich sah ihn dann bis heute nicht mehr. Als einziger überlebender Korporal unseres Zuges durfte ich später Vorschläge zum Eisernen Kreuz machen, und heute hat mir mein Freund mit der linken Hand in einem langen Brief mitgeteilt, daß meine Bitten, ihn mit dem Eisernen Kreuz auszuzeichnen, damals nicht erfolglos gewesen waren.

Walter Schmidt, stud. rer. nat., Tübingen
geb. 12. Oktober 1892 in Tuttingen
gef. 16. April 1917 bei Laon.

Biwak, 30. August 1916.

Deinen lieben Brief vom 29. Juli bekam ich schon hier an der Somme, wo wir nun seit 1. August im Abschnitt Quinchy-Guillemont eingesetzt sind. Was ich seit dieser Zeit hier gesehen und erlebt habe, übersteigt bei weitem alles Schauerliche des vorangegangenen zweiten Kriegsjahres. Als Artillerist will ich ja nicht klagen und ruhig den Infanteristen das Wort lassen, die hier auf unserer Strecke eingesetzt waren. Aber wie es in unserer Feuerstellung zugeht, ist auch für einen, der viel erlebt hat, noch reichlich genügend. Du wirst ja in Zeitungen und anderen Berichten genug darüber gelesen haben, wie die Engländer mit Hilfe ihrer Flieger, die oft auf 500 Meter über der Stellung sind, und ihrer Fesselballons jede Batterie genau erkundet haben und sie mit weittragenden Geschützen aller Kaliber gründlich vermöbeln, so daß die Artillerie an Mannschaften und Material hier ungewöhnlich starken Ausfall hat. Wir sind kaum richtig ausgebaut, die Stollen, in denen wir Tag und Nacht hausen, sind zwar in die Kreide gehauen, aber doch nicht so fest, als daß nicht neulich ein schweres Kaliber uns einen Unterstand mitsamt der darin liegenden Bedienung verschüttet hätte. Die Geschützstände sind von einem Kranz tiefer Trichter umgeben, und fast täglich steigen 50—100 Schuß Munition in die Luft, die durch Volltreffer explodieren. Wenn Sperrfeuer geschossen werden muß, so muß die Bedienung über eine weite Strecke freies Feld an ihr Geschütz eilen, und nun wird ohne Rücksicht auf einschlagende Geschosse gefeuert, was das Rohr hält. Neulich fiel eine ganze Bedienung von einem Unteroffizier und drei Mann durch Volltreffer während des Sperrfeuers. Da nie-

mand mehr an dem von Toten bedeckten Geschütz schießen wollte, so tat ich's mit unserem Fähnrich zusammen. Und da, inmitten von Blut und Leichen und im Angesicht des Todes überkam mich ein tiefes Glücksgefühl des Sieges über den abgeschlagenen Angriff. Wir haben unserer Bestimmung genügt, wenn die Feinde nicht durchkommen, mögen auch Tausende von uns fallen. Was gilt das Leben des einzelnen in solchen Tagen, und können wir es besser verwerten, als indem wir es aufgehen lassen in der allgemeinen Opferbereitschaft? Das sind vielleicht banale Reden und Binsenwahrheiten, wirst Du sagen; aber ihren innerlichen Wert und ihre Wahrhaftigkeit erkennt man oft, wenn man die Probe bestehen muß. Der Tod ist wohl bitter, aber man kann ihn schon vorher innerlich überwinden, und dann leuchtet sein Zweck glückbringend durch die Greuel und das Blut: die Rettung des Vaterlandes! Dann imponiert der Tod nicht mehr.

Hans Oluf Esser, stud. rer. nat., Freiburg

geb. 30. August 1894 in Elberfeld

gef. 17. April 1917 bei Corbeny (Chemin des dames).

6. Juli 1916.

... Kinders, war das heute ein Fest. Also ich sollte eigentlich Frühstart machen, um 5 Uhr, verpennte mich und wollte, als ich um $\frac{1}{2}$ 7 Uhr aufwachte, gleich los. Aber zum Glück war's zu neblig. Um 8 Uhr fuhr ich wieder raus und wollte erst starten, wenn was los war. Da plötzlich 8 Uhr 25 Min. zwei Sprengpunkte am Himmel, und schon rief einer, da kämen zwei. Ich gleich los und im letzten Moment rief mir noch einer die Meldung nach, daß acht feindliche Flugzeuge kämen. Kaum bin ich über Vouziers, so sehe ich auch hoch über mir in 3500 Meter, ich selbst war erst 500 Meter, mehrere Apparate, erst 6, dann 8, dann 10, immer mehr, Richtung nach Norden. Nun ich gleich hinten angehängt, verlor sie mehrmals aus der Sicht, ging aber immer weiter nach Norden. Dann sah ich sie plötzlich alle r7 über Charleville wieder, ein grandioser Anblick, ich war inzwischen auf der Höhe des tiefsten, 3200 Meter. Da plötzlich stoßen sie alle wie die Raubvögel in die Tiefe, nur einige zum Schutz bleiben oben. Zwölf zweimotorige Caudron-Doppeldecker und fünf Nieuport, feindliche Kampfeinsitzer-Doppeldecker. Einen Caudron will ich angreifen, während sie alle Kreise fliegen, um Bomben zu werfen. Aber kaum zum Schuß gekommen, drängten mich die Nieuports weg. So schlugen sie schließlich wieder südlichen Kurs ein. Ich immer dicht hinterher, darauf lauernd, daß einer zurückbleibt. So kommt es auch. Ein Caudron, etwas unter mir, hängt nach, leider von einem Nieuport beschützt. Den Augenblick benutzend, wo der etwas weiter vor ist, stoße ich runter, aber schon kommt der Nieuport. Ein heftiger

Luftkampf entpinnt sich. Beiderseits Kurven gedreht, geradezu toll. Ich staune, wie gut ich's kann. Doch der Franzose macht's noch besser, dreht seitlich über den Flügel, schießt auf dem Rücken 6 Sekunden lang fliegend, macht looping, phänomenal. Er erreicht seinen Zweck nur zum Teil, ab schießt er mich nicht, aber ich hab den Anschluß ans Geschwader verloren. Nach 10 Minuten reißt er aus, ich immer hinterher, in dem Gedanken, der geht auch zu seinem Geschwader. Über Attigny, etwas nördlich unseres Flugplatzes, bin ich wieder unter dem Geschwader, durch den Kampf leider zu tief runtergekommen. Seitlich ausholend, versuchte ich von unten zu schießen, so kam ich zweimal ziemlich dicht an je einen Caudron ran. Nun der Clou. Plötzlich stürmt von der Front ein Fokker dazwischen, verfolgt im Bogen einen Caudron. Drei weitere Caudron und zwei Nieuport stürzen sich von oben alle auf den einen, dem ich nun zu Hilfe eile. Greife den verfolgten Caudron an, der bis auf 30 Meter auf mich zufliegt, gleich als ob er mich rammen will, und ich stoß unter ihm durch. Da bin ich einem Nieuport gegenüber, schieß auf ihn und er kippt über, macht eine steile Spirale von 2500 auf 1780 Meter, ich dicht hinter ihm, da versucht er frontwärts durchzukommen. Doch ich gleich davor und geschossen. Wieder Sturzflug, Fluchtversuch, Sturzflug usw., bis ich ihn verliere. Er hatte sehr gute Schutzfarbe. Plötzlich sehe ich seinen Schatten über den Boden sausen, also kann er da nur 100 Meter hoch sein. Gleich runtergeschossen, und schon schickte er sich an zu landen, sein vergebliches Bemühen einsehend. Ich fliege einige Runden um ihn, winke mit meinem Taschentuch, er auch, weiße Flagge. Gleich dann schön daneben gelandet. Gerad kam ich noch rechtzeitig, um ein in Brand stecken zu verhüten. Er kam auf mich zu, sagte auf deutsch: „Sie sind doch kein

Unteroffizier“, stellte sich dann vor: „Leutnant Jean Raly“, ich mich auch, Händeschütteln. Er und sein Apparat ganz unverletzt, er hat einen Nervenchock bekommen, gleichzeitig M. G. Lade-Hemmung. Er bedankte sich sehr bei mir, daß er noch am Leben, sagte, ich flöge sehr gut. Ein sehr netter Mensch. Nachmittags waren wir beide bei der Staffel zum Kaffee eingeladen und rauchten die Friedenspfeife. Ein sehr netter, junger Mensch, stud. ing. in Paris aus Saubnes bei Longwy. Sehr intelligent. — Nun hab ich meinen ersten und bin froh, daß er so heil runter ist, so ohne Verletzung.

Friedrich Georg Steinbrecher, stud. theol., Leipzig

geb. 3. Mai 1892

gef. 19. April 1917 bei Moronvillers (Champagne).

Vor Pontavert, 13. März 1916.

Rundgang durch die erbeutete Stellung. Ein sumpfiges, von zerschossenen Bäumen und zerwühlten Gräben bedecktes Waldstück zieht sich um den Berg. Wie umgepflügt alles. Eingeschlagene Unterstände. Weite Granatrichter. Baum- und Kleiderfetzen, Leichen, Munition, Gewehre, Tornister. Ein Feld, ein Wald des Grauens.

14. März 1916.

Ein schwerer Dienst: Munition und Material vorschaffen. Gasgranaten verpesten die Luft. Leute werden verschüttet. Wiederbelebungsversuche. Eng gepfercht in den Unterständen. Nachts kann immer nur die Hälfte schlafen. Die anderen sitzen oder stehen. Ich habe mir vier Tage die Latrine verkneifen, dann mußte es gewagt werden. Die Nerven sind ziemlich mitgenommen. Manche brechen zusammen. Vor Abspannung nicht gegessen und geschlafen. Und doch bewundere ich manchen schwächlichen Kerl, wie er sich auf den Beinen hält. Die Deutschen haben verdammt viel Rückgrat. Der Mensch verträgt stets mehr, als er sich zutraut. Die Zeit vergeht schnell. In der Nacht schrecken mich die Granaten aus dem Schlaf und halten munter.

15. März 1916.

Alle Gänge müssen im Laufschrift gemacht werden. Jedes Essenholen ist eine Heldentat, ein Wagnis auf Leben und Tod. Ablösung tut bitter not. Ich bin wieder ganz auf der Höhe. Am 14. war noch ein Teilangriff. Glücke.

132

17. März 1916.

Heute abend wird abgelöst. Endlich. Wir haben das Schlachtfeld ziemlich aufgeräumt. Bilder, ich vergesse sie nie. Ekelhaft, ekelhaft kann man nur sagen. Aber es muß sein!

Montaigne, 3. April 1916.

Drei Tage Frühling! Eine sonnige Nervenwäsche in dem reizenden Bergstädtel, das sich vom Berg ansieht wie ein dächertragender Strom, der sich zwischen zwei Waldbergen durchzwängt, schmaler und dichter werdend und wieder in die Breite flutend. Die graue, hinter der erhöhten Straße versunkene, alte Kirche umrahmt vom frischen Grün, lockenden Weiß und flammenden Pfirsich und Mandelbaum — wie das verwunschene Schloß im „Dornröschen“.

Ich liege am Wiesenhang. Blauer Himmel, tiefschattige Fichten, grüne Laubknospen. Ein Eichhörnchen sieht mich nicht und springt spielend weiter von Zweig zu Zweig. Finken konzertieren und Zaunkönige krawallen in der staubigen Hecke: Drei kleine Mädels kommen kichernd mit Blumen, legen sie verstohlen neben mich hin, springen fort, um andere zu suchen, haschen sich und eifern, wer die meisten findet, bis ich einen dicken Strauß habe: weiße und blaue Veilchen, Anemonen und gelbe Sternblumen. Während ich sie ordne, sind die Mädels weg, wie ein Frühlingshauch — noch ein Paar blaue Augen hinter der staubigen Hecke und Lachen tief unten auf der weiß-grünen Wiese. — Dann greife ich wieder zu meinem Märchenbuch. Die Finken zanken sich, die Sonne brütet. Eine Kuhherde grast vorüber. Jede sieht mich an und wundert sich. — Abends rühren wir uns eine Flasche Weiß und eine „Matthäus Müller“ mit Zitrone an. Der Abend wird kühl. Eine Mundharmonika und der Tritt einer Kolonne erinnern, daß

133

man im Felde, im Kriege, unter erdgrauen Soldaten ist. Ich hatte das alles vergessen: die gleichgrauen Uniformen, die gleichgrauen Schützengräben, den Staub der Granaten, den Modergeruch der Unterstände und die blassen, übermüdeten Gesichter.

Ich hatte das alles vergessen in dem Grün, dem Blütenweiß, dem lachenden Rot, den blauen Augen, dem Veilchenduft und Frühlingshauch. — Aber morgen schnallen wir wieder um und kriechen in die Schützengräben.

Offiziers-Genesungsheim Marchais, 3. Juli 1916.

Von den großen Ereignissen, die unsere Kameraden drüben an der Somme erleben, klingt nur ein dumpfes Grollen herüber in die stille Einsamkeit des alten Bischofsitzes. Ich bin heute allein. Der Stabsarzt und der Jägeroffizier, die einzigen Mitbewohner, sind nach Sissonne gefahren.

Ich sitze in der Bibliothek und träume mich in die Geschichte Frankreichs. Sonnenstrahlen springen über die verstaubten Lederbände, lassen die Goldschnitte Augenblicke glitzern, und weg sind sie. Draußen nicken Rosen im Wind. Alles still.

Drüben — glaube ich — sitzen Bischof und Abt von Notre Dame de Liesse beim Schach. Mattes Hüfteln — Rauschen eines Gewandes — leises Aufsetzen zarter Elfenbeinfiguren. Sonst alles still. — Schritte. — Ein Diener meldet: „Euer Hochwürden werden gebeten, mildtätig Ohr zu leihen. . . .“ Ach nein, eine Ordonnanz meldet: „Der Kakao ist serviert!“ . . .

Geräuschlos gehe ich durch weite Säle — sehe mich in hohen Spiegeln kommen und gehen.

Der Bischof und der Abt sind verschwunden. Das Schach ist beiseite gesetzt. Die Figuren liegen matt mit

gelangweilten Gesichtern. Ich ziehe den schweren Vorhang auf und lasse die Sonne über das gotische Holzwerk tanzen. — Finken musizieren im Efeu. Rosen küssen die Fensterscheiben. Drüben dampft das englische Porzellankakaoservice . . . und die Ahnen schauen entsetzt auf den neuen Schloßherrn herab. — Rosenduft zieht durch meinen blauen Salon, und Amseln geben Konzert, während ich schreibe.

12. September 1916.

Somme — die Weltgeschichte hat wohl kein grauenvolleres Wort. Alles was ich jetzt wieder habe — Bett, Kaffee, Nachtruhe, Wasser — alles kommt mir fremd vor, als hätte ich das Recht darauf verloren. Und doch waren es nur acht Tage.

Das Leben ist ein Geschenk. Wenn ich das alles nicht gesehen hätte! Wir fühlen erst langsam, wer nicht mehr unter uns ist. Es fehlen so viele. Manche gingen früher, die man vergaß. Wer neben mir fiel, den vergesse ich nie. Ich habe noch den fünften Teil meines Zuges. Die Besten fielen.

Im Anfang des Monats verließen wir unsere alte Stellung. Abtransport und Bahnfahrt waren noch sehr fidel. Wir kannten das Ziel. Dann kamen Biwaks, Alarm und durch beschossene Dörfer und Sperrfeuer hindurch ins Kampfgewühl hinein. Man schoß mit 30 cm. Es goß in Strömen. Die letzten Tage waren brütend heiß gewesen. Schneller als wir dachten, waren wir eingesetzt. Erst in den Artilleriestellungen. Wie vom Wahnsinn gepackt jagten Kolonnen hin und her. Die Artilleristen am Geschütz sahen und hörten nichts mehr. Leuchtkugeln auf der ganzen Front und betäubendes Getöse. Verwundete, Befehle, Meldungen. Mittags schwillt das Artillerief Feuer an. Man hört nur noch ein Summen. Die Luft drückt.

Befehl: „Franzosen eingedrungen, Gegenstoß.“ Durch zerschossenen Wald vor im Granathagel. Ich weiß nicht, wie ich den rechten Weg fand. Dann in eine Ebene von Granattrichtern, breitwerdend, immer vorwärts. Fallen und wieder Aufstehen. Maschinengewehre schossen. Feindliches und eigenes Sperrfeuer habe ich durchquert. Ich bin heil. Endlich voran. Franzosen dringen ein. Hin und her wogt der Kampf. Dann wird's ruhiger. Wir sind keinen Fuß breit gewichen. Jetzt erst sieht das Auge. Ich will immer vorwärts rennen; stillhalten und sehen ist furchtbar. Ein Wall von Leichen und Verwundeten. Wie oft habe ich diesen Satz gelesen. Jetzt weiß ich, was es ist. Tag und Nacht wechseln. Immer lauernd. Verbindung nach hinten nur unter Verlusten.

Verwundete in einem notdürftigen Unterstand. Dabei sitzen und nicht helfen können. Überläufer kommen. Französische Verwundete kriechen in den Graben. Ein Glänzen auf ihren Gesichtern. Im Nu kannte ich Dutzende von Leuten. Ich hatte Leute von drei Regimentern. Hier habe ich gefühlt, was ein Führer ist. Einer der die Verantwortung trägt. Schließlich über Leben und Tod. Wie Kinder hängen sie an ihm.

Ich habe Heldenmut gesehen und Schwäche. Menschen, die alles entbehren können. Zum tapferen Menschen gehört nicht nur guter Wille, es gehören gute Nerven dazu. Aber der Wille kann viel. Ein Divisionskommandeur stellte uns die Zensur aus: „Eiserne Brigade. Das habe ich noch nie gesehen.“ Ich wollte, es wäre alles nur ein Traum gewesen, ein schlimmer Traum. Und doch habe ich gejubelt, Helden zu sehen, stehen und fallen.

177 hat die blutigste Arbeit geleistet. Chaulnes und Vermandovillers werden uns unvergessen bleiben.

Karl Schenkel, cand. theol., Marburg

geb. 18. Juni 1892 in Murr

gef. 5. Mai 1817 Douay.

Arrasfront, 20. April 1917.

Gewiß ist es Euch nicht gleichgültig, wie wir hier draußen das Neue aufnehmen. Es ist ja so überwältigend in seiner Größe, so kalt und hart in seiner blutigen Raserei und doch so durchleuchtet vom lockenden Schein kommenden Sieges und Friedens, daß ein Mensch fast nicht imstande ist, das alles zu fassen. Was unsere Stimmung ist? Nun, ich kann von uns hier bloß sagen: die ist sehr gut. Alles ist ruhig und zuversichtlich. Nicht aus unbedachtem Optimismus. Der hat jetzt keinen Wert, sondern aus einem inneren Gefühl der Sicherheit heraus. Ihr wißt, daß die Lage hier alles eher war als rosig, wie wir kamen. Acht Kilometer war der Engländer durchgestoßen in einem Zug. Vor uns lag ein dünner Infanterieschleier und die Engländer da, wo unsere schweren Geschütze waren. Hinter unserem Abschnitt als einziges, was gerettet war, fünf schwere Haubitzen ohne Munition und wenige Feldkanonen. So griffen wir ein. Der Gegner mit Tanks und Kavallerie und dicken Haufen Infanterie. Wir ganz auf unsere Gewehre und Maschinengewehre angewiesen. Aber vom ersten Augenblick an völlige Ruhe. „Wenn sie Kerle wären, Deutsche, wären sie längst durch.“ Das war der allgemeine Eindruck. Mit einer Ruhe und Sicherheit, die bloß deutsch ist, kamen Tag und Nacht die Verstärkungen. Nach zwei bis drei Tagen hatten wir eine Artilliemasse beisammen, daß den Engländern kein Angriff mehr gelang. Denn ohne eine unheimliche Artillerieüberlegenheit leisten die Kerle nichts. Wunderbarerweise war die Stimmung auch bei starkem Feuer und wo es Verluste gab, durchaus sicher und getrost. Das ist für Euch da-

heim ein tiefer Grund der herzlichen Dankbarkeit nicht gegen uns — wir tun unsere Pflicht und machen unsere Stimmung nicht selber — aber gegen Gott. Ihr wißt, daß die nächste Zeit von uns Ströme von Blut fordern wird, fordern muß. Denn wer um so Hohes streitet, der muß alles daransetzen. Wer weiß, wie bald auch uns selber oder einem Lieben die letzte Stunde schlägt. Was dann? Ich bitte Euch herzlich um das eine: sorgt Euch nicht um mich. In uns ist das Lebensgefühl nie so stark gewesen wie jetzt. Und wenn einmal von uns das letzte Opfer gefordert wird, dann lasset alles unnötige Klagen und Zusammenbrechen, denn der Krieg ist für uns gerade in solchen Augenblicken eine Glaubensprobe. Traurig sein, ja das können wir nicht anders machen, aber zweierlei können wir: für uns aus dem Schmerz einen Segen schaffen und — anderen ein Vorbild sein. Das ist wertvoll und dann ist's ein Opfer.

Eugen Röcker, stud. theol., Tübingen

geb. 9. Oktober 1893 in Ravensburg

gest. 21. Juni 1917 in Bremerhaven im Lazarett.

Zwischen Verdun und Reims, 2. September 1914.

Während wir uns im Bach einnisteten, wurde das Feuer der französischen Artillerie immer heftiger. Ich hatte ja schon manches Granatfeuer mitgemacht; im Gefecht von . . . hatte ich sogar im feindlichen Granatfeuer geschlafen, weil die französische Artillerie damals nicht gut schoß, und nur einige Granaten in unsere Reihen schlugen; aber solch einen betäubenden Höllenlärm hatte ich noch nie erlebt. In der Hecke oben, die wir rechtzeitig vorhin hinter uns gelassen hatten, schlugen jetzt massenhaft die Granaten ein; ich dachte mit banger Sorge an die noch droben liegenden Kameraden! Und schon langten die Granaten auch weiter zu uns in den Grund herunter, jetzt schlugen sie hinter, jetzt auch schon vor unserem rettenden tiefen Bachbett ein. Wir duckten unsere Köpfe unter den Rand herunter; sausender Wind und Fetzen flogen über uns hinweg. Ich holte mir Kraft beim Herrn der Heerscharen; ich las meinen Leuten mit lauter Stimme — ich mußte fast schreien in dem Getöse — Psalm 91 vor und rief Gott in inbrünstigem, lautem Gebet um Hilfe an, im Sprechen immer wieder durch das Krachen der in unserer Nähe aufschlagenden Granaten und platzenden Schrapnells unterbrochen. Und das Gebet half! Bald ließ das Granatfeuer an Heftigkeit nach, und jubelnd von uns begrüßt, kam links von uns aus der Hecke herunter in den Bach unter Führung eines Leutnants eine Schützenlinie, etwa 40 Mann stark. Jedenfalls war ich froh, daß ich nicht mehr allein mit meinen 20 Mann hier unten saß, von aller Welt abgeschnitten.

Den 11. Mai 1915.

Wenn ich den Tod von Sch. (am 7. Mai gefallen) überdenke und bedenke, daß es mir jederzeit gerade so ergehen kann, so muß ich mich wundern im wahren Sinne des Wortes, was für eine herrliche Wirkung der Krieg auf den Menschen hat. Es ist ein wahres Wunder Gottes, wie er uns in diesen Zeiten des Vertrautseins mit dem Tod diesen sonst so gefürchteten Schrecken überwinden lehrt, an den in Friedenszeiten die meisten Menschen nicht einmal zu denken den Mut haben. Ich verstehe jetzt das Wort: „Tod, wo ist dein Stachel?“ besonders seit jenem 2. September, wo es in der Stunde, die den Gipfel meines Lebens bedeutet, das gewissermaßen triumphierende Schlußwort meines langen, an den 91. Psalm angefügten Gebetes bildete. Gerade jetzt, wo die Sonne ebenso scheint, wie damals in dem Kampf, den an Furchtbarkeit wohl nicht viele Schlachten des Feldzuges übertreffen werden, erinnere ich mich wieder besonders lebhaft daran. Ich spürte mich damals förmlich älter werden. Und heute würde ich es fast lächerlich finden, ein Jüngling heißen zu werden. Kriegsjahre zählen nicht wie sonst doppelt, sondern zehn- und hundertfach. Es ist wunderbar, wie ruhig man angesichts des unablässig drohenden Todes wird. Gestern noch ein Fuchs, heute als Mann Vorgesetzter von 80 Leuten und ihr Führer in allen Dingen. Es ist merkwürdig, wie mit den Aufgaben die Kräfte wachsen. Ich sehe im Geiste ältere Leute, die nicht im Kriege sind, lächeln bei dem Gedanken, daß ein Fuchs auf einmal solch eine Rolle spielt, aber ich lache über sie, die nicht wissen, was für Kräfte Gott in vielleicht unscheinbare Träger legen kann. Sollte ich in diesem Kriege fallen, so ist Euer Opfer schwerer als meines. Und ist es nicht etwas Großes, der höchsten Aufgabe des sittlichen Lebens gewürdigt zu werden, deren überhaupt ein Mensch fähig ist?

28. Juni 1915.

Eher, als wir geahnt hätten, geht die schöne Hüttenlagerzeit zu Ende. Blutiger Kampf steht bevor. Was mir auch begegnen möge, Gottes Wille ist es in beiden Fällen. Seine Wege sind höher, als unsere Wege! Am Mittwoch wird mir die Ehre zufallen, das Zentralwerk als Vorderster zu stürmen. Sollte ich fallen, so trauert nicht, sondern freuet Euch im tiefsten Grunde des Herzens. Ich weiß, Ihr werdet diese Fügung Gottes als höchste Ehre zu würdigen wissen. Bisher bin ich in alle Schlachten gezogen, ohne vorher zu wissen, daß es so weit sei. Diesmal ist es anders. Ich bin mir vollkommen bewußt, was die nächsten Tage bringen können. Ich bin aber auch von einem inneren Glücksbewußtsein erfüllt, wie kaum zuvor. Glückliche, wer zu diesem heiligen Werk berufen ist. Auf Wiedersehen hier oder dort!

7. Oktober 1915 (Champagneschlacht).

Die Zeichen mehren sich, daß die Franzosen unsere Stellung angreifen wollen. Ich würde es für ein Unrecht halten, Euch nicht von dem Ernst der nächsten Tage in Kenntnis zu setzen, wenn ich es vom militärischen Standpunkt aus verantworten kann. Übermorgen komme ich in Kampfstellung. Wenn der Sturm nicht schon vorher losbricht, wird's voraussichtlich losgehen, solange ich in vorderster Linie bin. Ich weiß, daß es dabei heißer hergehen wird, als bei dem Sturm im Sommer, aber ich weiß auch mit Euch, daß ich auf jeden Fall in Gottes Hand liege. Er wird es recht machen und herrlich hinausführen, sollte es auch uns Menschen oft erst später, vielleicht erst bei der Wiedervereinigung in einem höheren Leben klar werden. Ich bin freudig gehobenen Herzens. Was haben wir zu verlieren? Nichts als unser ärmliches Leben, die Seele vermögen sie

doch nicht zu töten. Was sollten wir uns fürchten? Ihr werdet für mich Kraft zum Ausharren im Granatenhagel erleben, wenn Ihr diesen Brief in Händen habt. Ihr werdet nicht um mein irdisches Leben bitten, sondern darum, daß mich Gott im Leben und im Sterben nicht verlassen möge. Näher, mein Gott, zu dir!

Bleib mir dann zur Seite stehen, wenn mir Grauen macht
der Tod,

Als das kühle scharfe Wehen vor des Himmels Morgenrot!
Wird mein Auge dunkler, trüber, dann erleuchte meinen
Geist,

Daß ich fröhlich zieh hinüber, wie man nach der Heimat reist!

Argonnenwald, 13. Dezember 1915.

Es naht das zweite Weihnachtsfest im großen Krieg. Gut, daß man nicht in die Zukunft schauen kann; sonst hätte man vor einem Jahre verzweifeln können. So reiht sich aber fast unauffällig Monat an Monat. Und jetzt ist schon wieder Weihnachten da. Ich habe in diesen zwölf Monaten seit dem letzten Weihnachtsfest viel erleben dürfen, Wunder an Bewahrung und Erhaltung, an innerem Zuwachs. Viel Freude — ich denke vor allem an die 2 1/2 Monate in der Heimat — und viel Schweres. Doch überwiegt die Freude bei weitem. Alles überstandene Schwere ist ein Grund zur Freude. Wenn ich alles überblicke, was ich in diesem Kriege habe erleben dürfen, so freue ich mich un-säglich darüber. Und so freue ich mich auch schon der Zukunft, was sie auch Herbes bringen möge. Soll ich diesen Krieg überleben oder nicht, ich habe auf jeden Fall Grund mich zu freuen. Es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen. Ich freue mich über den Krieg, freue mich der Erinnerungen der letzten 17 Monate, der Gegenwart, die ich erleben darf, der Zukunft, die mir bevorsteht.

Ja, der Krieg freut mich als persönliches großes Erlebnis, als entscheidendes geschichtliches Erlebnis für unser Volk. Muß doch unser Volk das alles leiden, um zu erfüllen, was ihm beschieden ist! Ich wollte diesen Krieg nicht mehr un-geschehen machen. Gewiß ist der Krieg nicht mit der Deu-tung des reinigenden Gewitters abzumachen; er ist und bleibt etwas Gräßliches. Nur sub specie aeternitatis be-trachtet läßt er sich seines Schreckengewandes entkleiden. Das meine ich eben mit meiner Freude über den Krieg auch als ein Erlebnis für unser Volk. Ich glaube, schon der Gedanke Krieg wäre mir unerträglich, wenn es nicht Einen gäbe, der allen Jammer stillen und alle Tränen trocken kann, der all das von Menschen an Bösem Erdachte in Gutes wandelt.

Auch über dem Weihnachtsfest 1915 stehe also die Lo-sung: Freude.

Freut Euch alle über das Fest zu Ehren dessen, der unser aller Namen mit seinem Blut in den Himmel geschrieben hat! Neben dieser Heilsbotschaft, die dem Weihnachts-fest zugrunde liegt, neben dieser ungeheuren Tatsache, daß alle Menschen gerettet sind, die sonst verloren wären, wenn er uns nicht zu Gottes Kindern gemacht hätte, ver-schwindet die Tatsache des größten Völkerkrieges, den die Erde je gesehen hat, wie eine belanglose Nebensache. Mag es noch so toll zugehen auf unserer Erde, die Tatsache, daß die Menschheit nicht mehr verloren, sondern ein für allemal erlöst ist, bleibt bestehen.

Walter Stock, stud. arch., Karlsruhe

geb. 16. Mai 1891 in Berlin

gef. 26. Juni 1917 vor Ypern.

1. Mai 1917.

Meine liebste Mutter!

Das ist ein ernstes Geburtstagsfest für Dich, während beide Söhne mitten im größten Kriege aller Zeiten stehen! Aber etwas Tröstliches haben die Zeichen dieser Zeit. Trügt nicht alles, so stehen wir an einer Weltenwende, als ging es mit Riesenschritten dem Fortschritt zu! Nach all den Greueln dieser Zeit kommen wir da nicht, wie Gorki so schön sagt, in ein Zeitalter der Menschenliebe? Macht die Demokratie nicht jetzt schon in allen Ländern der Erde Riesenschritte! Es wird, es wächst, alles was Du in Deinen Träumen Dir ersehnt, was Du als Ideal schon lange hast vor Dir leuchten sehen! Wie herrlich wäre es, diese schöne Zeit mit zu erleben und in ihr zu immer weiterer Veredelung des Menschengeschlechtes zu arbeiten! Was schadete es, wenn dies Köstliche, Wunderbare nur durch das Opfer unserer Generation einträte! Nur aus dem Tod wächst neues Leben, und über Leichen führt der Weg zur Freiheit. Sonst waren wir so wilde Dramatik nur auf dem Theater gewohnt, jetzt führen wir selbst als handelnde Personen das erschütternde Drama der Weltgeschichte auf. Diese schwere Aufgabe, die uns da zufällt, müssen wir hochgemut erfüllen. Das gibt diesem Frühling so etwas Trostreiches, er scheint zum Völkerfrühling zu werden, und sollte eines Deiner Kinder ihn nicht mehr erleben, dann wirst Du die ganze Liebe und die ganze Kraft, die Du ihm schenkest, der Menschheit, der ganzen kommenden Generation zuströmen lassen und in unermüdlichem Kampf für die höchsten Ideale werben. Sollten wir das alles erleben,

dann um so schöner, aber auch im anderen Falle wirst Du inneres Glück im Beschreiten dieses Weges finden. Sieh, was ist denn der Tod gegen alle Leiden dieser Welt! Nur ein Hauch, das Auslöschen eines Lichtleins. Wie beneide ich oft meinen Freund, den nun schon $2\frac{1}{2}$ Jahre der Rasen deckt. Sein Geist lebt ja weiter in seiner Mutter, in seinen Freunden, in mir. Es ist der edle Geist eines Sokrates, eines Gorki, einer Malvida von Meysenburg, eines Tolstoi, ein Geist, der immer über uns schwebt und der unsterblich ist. Was an uns Menschen nicht von diesem Geiste ist, sind Schlacken und wert, unterzugehen. Liebste Mutter! Ich erlebe vielleicht jetzt einen dritten flandrischen Frühling. Ich werde ihn mit allen Fasern in mich aufnehmen, und sollte ich nicht mehr aus diesem Kriege heimkehren, dann scheidet mich in der frohen Gewißheit, daß der edle Mensch in mir weiterlebt in Deinen Taten, im Völkerfrühling, Boden, aus dem die neue Saat sprießen soll. Erlebe ich aber den jungen Tag, dann wollen wir in gemeinsamer Arbeit den Gottestempel, zu dem wir doch unsere Erde machen wollen, bauen helfen. Welch Glück wäre das, welche Wonne. Das ist mein diesjähriger Geburtstagswunsch für Dich, liebste Mutter, daß Du die Stärke findest, körperlich und geistig fest im Sturmwind dieses Jahres zu stehen und ungebeugt in die goldene Friedenszeit hineinschreiten zu dürfen.

Dieser Brief ist in den letzten Stunden des ersten Mai während der Nachtwache geschrieben. Möge der heilige Tag der Menschheitsverbrüderung meinen Worten die rechte Weihe geben, daß sie Taten werden und Dir Freude und Trost in dieser schwersten Zeit.

Es umarmt Dich in innigster Liebe

Dein Walter.

Otto Brauneck, stud. arch., Karlsruhe

geb. 27. Februar 1896 in Sulzbach (Kr. Saarbrücken)
gef. 26. Juli 1917 im Luftkampf an der Westfront
nach 9 Luftsiegen.

Bitoly, 15. August 1916.

... Mein Beobachter und ich hatten den Auftrag, hinter der feindlichen Front aufzuklären und auf Lager Bomben abzuwerfen. Um 1/5 Uhr fuhren mein Beobachter und ich hinaus zum Platz. Meine Maschine war schon herausgeschoben. Während meine Monteure die Maschine laufen lassen, knabbere ich den Hühnerknochen ab, den ich mir als Frühstück mitgenommen habe, und esse ein Ei. Rudi, mein Beobachter, und ich teilen uns noch einen Schluck warmen Kaffec. Dann prüfe ich die Maschine in allen ihren Teilen. Alles in bester Ordnung. Die Bomben hängen in der Abwurfvorrichtung, Maschinengewehr und 200 Patronen klar. Es ist ein herrlicher Morgen. Kein Wölkchen am Himmel, kein Lüftchen regt sich. Im Osten hinter den steilen Gebirgen dämmert der junge Tag. Ich fühle mich so frisch und froh wie selten. Wir sind gestartet. Die Maschine steigt überraschend gut. Während wir uns so in die klare Luft emporschrauben, denke ich, denke ich viel Schönes. Die ersten Strahlen der Sonne vergolden meinen Apparat, unter mir liegt noch alles in kalten, grau violetten Schatten, langsam fließt dann das Morgenlicht von den Bergspitzen in die Täler. Ich denke an Euch alle zu Hause, ich denke an die Brüder, dann an sonnige Tage in Schneidemühl, wo ich das Fliegen zum erstenmal kostete. Inzwischen zeigt der Höhenmesser 2200 Meter. Das ist hoch genug, um über das Grenzgebirge zu kommen. Ich nehme Kurs nach SO. Wir gleiten über die Bergspitzen. Dahinter liegt im Nebelschleier die weite Ebene, wo der Feind sich breit

macht. Der Dunst wird uns behilflich sein, wir sind von unten sicher kaum zu erkennen.

Das Gebirge liegt hinter uns, wir sind 2600 m hoch. Da, was ist das? Ein schwarzes Pünktchen im Osten am Horizont. Es kommt näher. Ich rufe Rudi an und zeige nach der Richtung, wo der Punkt zu sehen ist. Es ist ein feindliches Flugzeug — zweifellos. Mit 240 Kilometer pro Stunde nähern wir uns, d.h. in einer Minute 4 Kilometer. Jetzt beginnen die Gedanken schneller zu gehen. Es ist ein Doppeldecker — er scheint tiefer zu sein wie wir — er ist tiefer — ich sehe deutlich die Streben, die Kokarden und den Typ. Er will rechts unter uns vorbei, um sich hinter uns zu klemmen! In scharfer Kurve reiße ich die Maschine rechts herum — wir fliegen in gleicher Richtung wie er — 200 Meter unter uns! Rudi beginnt zu schießen, das Maschinengewehr knattert wie toll — immer hinter ihm her. 120 Schuß sind raus. Das feindliche Flugzeug geht in Gleitflug über. Es steuert dem Gebirge zu — immer tiefer — wahrscheinlich ist es getroffen. Ich nehme den alten Kurs wieder auf, Rudi ist mit Photographieren beschäftigt. Da sehe ich am Horizont abermals ein Flugzeug auftauchen. Donnerwetter, das scheint höher zu sein als wir. Ich steuere direkt auf ihn zu — schon sind wir auf Schußweite —, ich mache eine Rechtskurve, damit mein Beobachter freies Schußfeld nach der Seite hat. Der Franzose setzt sich hinter über uns. Rudi Schroetter schießt wacker. Auch der Franzose schießt jetzt, tup-tup-tup-tup, plötzlich hört Rudi auf zu schießen, ich drehe mich um — Ladehemmung! Mit seinen eiskalten Fingern arbeitet Rudi wie verzweifelt an dem nicht mehr funktionierenden Maschinengewehr. Wenn ich mich umsehe, sehe ich das französische Flugzeug groß hinter uns. Tup-tup-tup geht's ohne Unterbrechung, und die Kugeln sausen pfeifend durch die Tragdecks. Rudi arbeitet wie

wild. Ich gebe mit Vollgas Tiefensteuer. Meine Maschine ist schneller wie die des Franzosen. Das Schießen wird leiser; wenn ich mich umsehe, beobachte ich, daß der Abstand größer wird. Was will man machen, wenn das blöde Maschinengewehr nicht funktioniert! Auskneifen, man muß regelrecht auskneifen. Geschimpft, geflucht habe ich auf die ganzen Maschinengewehre. Plötzlich geht es wieder: tack, tack, tack — er hat die Ladehemmung beseitigt. Beim ersten Schuß schon hatte ich die Maschine um 180 Grad herumgerissen — der Franzose verschwand und ward nicht mehr gesehen. Wir flogen unbelästigt weiter, warfen Bomben ab und kehrten nach 2 1/2 stündigem Fluge wohlbehalten in unseren Hafen zurück.

Ich schreibe dieses nicht, damit Ihr schlechte Träume kriegt, die kriegt Ihr davon ja auch sicher nicht, sondern damit Ihr mal ein Bild bekommt von so einem Luftkampf und seht, daß es gerade so harmlos ist wie überall da, wo geschossen und nichts getroffen wird.

Ulrich Sarnow, stud. iur., Freiburg i. B.

geb. 26 Februar 1894

gef. 31. Juli 1917 bei Zonnebeke.

Schr verehrter Herr Pfarrer!

Ziemlich scharfer Dienst läßt mich erst heute dazu kommen, Ihnen für Ihre freundlichen Zeilen und Übersendung des Gemeindeblattes zu danken. Es tut ungemein wohl, ein Blatt zu lesen, das uns gewissermaßen im lieben Bekanntenkreise vor das Wort Gottes treten läßt. Es gibt einen innigen geistigen Zusammenhalt mit der Heimat, der stillen Sehnsucht eines jeden Soldaten. Gerade geistige Nahrung ist das Hauptbedürfnis hier im Felde, zumal auf so schwierigem Posten, wie ich ihn hier habe. Ich bin hier im Felde im feindlichen Feuer meinem Gott wieder viel näher gekommen. Ich bitte ihn täglich, mich auf dem richtigen Wege zu erhalten.

Nun habe ich noch eine Bitte an Sie. Ich möchte Sie bitten, für den Fall, daß mir etwas zustieße, meiner Mutter, die meinen Tod wohl schwer ertragen würde, meine letzten Grüße zu bringen. Sagen Sie ihr, ich wäre mit festem Vertrauen auf Gott und der fröhlichen Hoffnung auf die Ewigkeit für mein heiliges liebes Vaterland in den Tod gegangen. Und geben sie ihr bitte folgende Verse eines Kameraden von mir:

Ich habe bis zuletzt an sie gedacht
Und ihrer greisen Hände Segen
Hat tröstend über meinem Haupt gelegen
Und hat mir alles, alles leicht gemacht.

Vielleicht wird sie's dann leichter tragen.

Helmuth Zschuppe, stud. phil., Leipzig

geb. 28. Dezember 1897 in Wien

gef. 18. September 1917 bei Moronviller (La Neuville).

Feldlazarett 11, 25. Oktober 1916.

Zwischen Wachen jede fünfte und sechste Stunde und Schlafen in einem Lehmloch oder einem angefangenen Unterstand, in dessen unterstem Ende man kein Licht vor schlechter Luft machen kann, findet man keine Weisheit. Und nach einem Angriff in einem Laufgraben mit Handgranaten und Flammenwerfern ist man gebrandmarkt in der Seele. Als ich dann verwundet, war ich so empfindlich und nervös, daß ich mich beherrschen mußte, wo doch keine Schmerzen waren. Da sagte der Stabsarzt: „Streng dich doch nicht so an, dummer Kerl!“ Das ist wohl richtig. Man muß gelassen bleiben. Auch in der Seele. So wurde ich aus einem Mitleidigen ein Miterleidender, der das Sterben ruhig mit ansieht, weil es auch das seine sein kann, der keinen Ekel vor Wunden und dunkel geronnenem Blute auf weißgelber Haut hat. Denn der nächste Augenblick kann mich dazu machen. Das Erbarmen steht bei den Engeln.

Die Nacht sind wir unter Granatenschuß in Stellung gerückt. Den nächsten Tag ein achtstündiges Trommelfeuer. Lag in einem sogenannten Karnickelloch (eine Aushöhlung am unteren Schützengrabenrand. Unterstände waren nur vier da für die ganze Kompanie), Gott sei Dank, ich war ruhig. Die Luft wurde zerschlissen von den Geschossen und Splittern. Tausend sausende, pfeifende, wie Hummeln summende Laute in wilder Unregelmäßigkeit. Bei höchster Feuersteigerung sind keine Unterschiede mehr zu finden. Auch die Formen der Granatsplitter sind so unsinnig verdreht, wie keine Phantasie und die Natur sie nicht erfinden

kann. Beim Angriff sah ich einmal nach meinem Gewehr: das glatte, feste Rohr wurde unsichtbar (dicht neben mir) aufgerissen und hing in zackigen Fetzen. In der Erde hörte man das dumpf metallische Hämmern wie bei einer Zentralheizung. Der Abschluß unsrer Artillerie rasch hintereinander in Lagen, wie aufgeschreckte Vogelschwärme. Man möchte den Zufall berechnen, wenn die Granaten immer näher einschlagen, daß der Dreck auf einen geworfen wird. Aber ich war wunderbar ruhig. Da fand ich wieder das Wort: Gott und ich, hielt es für gut und lächelte. Die Heiligen, von denen die Pfeile abfallen und das Feuer niederschlägt, so wunderbar die Bewahrung.

Köln, im Lazarett, 13. November 1916.

... Der Dom: graue Steinhallen. In einer dunklen Ecke brennt rot ein Lichtlein, davor eine Reihe Beter. Das Gold des geöffneten Schreines beginnt aus der Dämmerung zu scheinen. Nur ein Rot von Gewändern ist auf den Bildern zu erkennen, es ist schwer von Alter und Anbetung. Eine Orgel dunkelbraun in einer Nische. Vielleicht löst sich ein Ton. Die Glasfenster sind kalt und verwirrt. Aber plötzlich kommt einer Farbe ihre Stunde. Sie wird prächtig wie die Gloriole eines Heiligen. Die Wintersonne verfängt sich gelb und rot am Gestein, oder im Duste des Raumes und Traumes schwebt ein Schein. Gitter trennen. In den Säulen, die sich verzüngen, ist schweres ständiges Neigen, aber nie der Zusammensturz. Es ist kein totes, geradliniges, senkrecht Umschreiben des Raumes ... In dem Dom ist der heilige Geist gefangen: in Gestalt einer Taube muß er regungslos mit ausgebreiteten Flügeln zu mitten der Schiffe schweben. Tief unten gehen verloren die wenigen Menschen.

Das Dom-Äußere soll man nicht im Stehen, sondern ringsumgehend betrachten. Dann fühlt man, wie sich Har-

monien um Harmonien ergeben. Wasserspeier ragen in Ur-
einsamkeit und Unerreichbarkeit in die Luft hinaus.

5. September 1917.

Ich fühle mich beglückt in der Schönheit der Natur. Dieser sommerliche Herbst Renoirs am Kanal und der Aisne. Die ewig gleißende, rauschende Rusterdeichallee. Die umhegten Weiden verblauen am Rande im Duse des Wassers, das verwischt grün-blau mit mattem Spiegel erscheint. Diese treibende grüne Wildnis ist eingesponnen in Sommerfäden: herbstliche, weich getönte Flocken. In den blauen Himmel kann man kaum blinzeln. Im wirren Grase blühen — zartes Wunder — Herbstzeitlosen, mit langen schmalen lilablassen Blüten, mit den wundervoll unregelmäßigen Blütenblättern. Drin sitzen die dicken gelben blütenstaubpuderduftigen Pollen, die schon ins Orange spielen und durch die schlanken Kelche durchschimmern. Feinkantige Stengel nackend weiß. Die Ruinen der Stadt sind pastos weiß in der Hitze. Manchmal gibt es hier schon die „klassische“ Landschaft Poussins oder Böcklins. Ich spüre, wie das Künstlerische schon in der Landschaft bedingt ist. Ich habe vom goldenen Überfluß der Welt getrunken, was die Wimpern fassen konnten.

Rethel, im Lazarett, 10. September 1917.

Ich habe mich wieder zur Truppe gemeldet, es ist eine Unruhe in mir. Ich hasse den Küchentisch, an dem ich schreibe. Ich verliere die Geduld über einem Buche; ich möchte die Landschaft beiseite schieben, als ob sie irritiert. Ich muß zur Front. Muß wieder hören, wie die Geschosse röhrend emporsteilen und im Tal der Verödung verhallen. Ich muß zu meiner Kompanie, sie sind jetzt alle sehr geschwächt. Vorn müssen sie die ganze Zeit Posten stehen,

übermüdet, verzehrt. Ich muß Fühlung mit dem Feind nehmen. Ich kenne übertrieben deutlich die Gefahr. Ich muß aber wieder unter dem Tode leben.

14. September 1917.

Gestern wurde mir das Eiserne Kreuz zweiter Klasse geschickt. Die Freude war doch eine kleine Genugtuung. Morgen geht's zur Kompanie, heute in der Genesendenabteilung eingekleidet . . . und wenn das eine vorüber ist, möchte man fragen: und dann? und nun?, wartet auf neues Schicksal, ist abgespannt und laß und lebt die Dämmerung. Es ist, als ob die vielen Nächte, die man gewacht hat, neue Sinne schufen. — Da ich ein paar Minuten mit dem Kreuz allein war, hatte ich ganz andere Gedanken, als ich sie mir vor dem ausgedacht habe. Es war, als sei das Eisen aus Granatsplintern gemacht. Das geronnene schwarze Blut auf dem totgelben Gesicht, dessen Mund offen steht. Die verkrusteten Eiterverbände, die würgenden Schreie der rauhen Kehlen. Das schlappige, brandige Fleisch des Bein- stumpfes. Doch das soll und wird nicht abhalten! Und ich denke Eucre's fürsprechenden Trostes, Eurer Liebe.

Johannes Philipsen, stud. phil., Kiel
geb. 19. April 1893 in Döllerup (Angeln)
gef. 20. September 1917 bei Poelkapel.e.

Saarlouis, 22. Juli 1917.

Die Wartezeit ist um. Heute erhielt ich den Marschbefehl, morgen geht's hinaus. Wie anders ist dieser Abschied doch wieder als der damals, und wie anders auch wieder als der erste im Dezember 1914! Immer ernster ist's geworden, immer schwerer lastet trotz aller Siege der Druck auf unserem Land. Und die ungeduldige Erwartung auf den Kampf, die ungestüme Freude, noch mit dabei zu sein, wenn's gälte dem Feinde den Rest zu geben, die kann man wohl von niemand mehr verlangen, der das Schützen-grabendasein kennt und am eigenen Leibe den vollen Ernst gespürt hat. Finde ich sie bei unseren Jungen, so freut's mich von Herzen; und sie ihnen mit kaltherzigem Spott zu entreißen, halte ich für Frevel. Bei uns, die den Ernst geschmeckt haben, muß an ihre Stelle die tief gegründete Entschlossenheit treten, solange das Vaterland in Not ist, für es einzutreten mit allem. Der Tod ist das Härteste nicht, was einen treffen kann. All dessen voll bewußt sein und dennoch — nicht dem Muß sich fügend — sondern bereitwillig und gerne hinausgehen, das ist nicht leicht. Mit Rauschgefühlen sich darüber hinwegzutäuschen, halte ich für unwürdig, nur rechte Selbstbesinnung hilft mir. Ich weiß, daß mir ein holdes Schicksal vergönnt hat, an dem klaren Brunnen deutschen Volkstums Mut des reinen Lebens zu trinken. Auf wundervollen Wanderfahrten haben meine Augen die Schönheit deutschen Landes getrunken, und ich hab eine Heimat, die ich lieb haben kann. Da weiß ich auch, wo ich hingehöre, solange es gilt, das zu verteidigen. Das war meine Überzeugung, als ich das erstemal hinauszog,

das ist sie auch heute. Ein neuer Lebensabschnitt beginnt. Ich muß es aufs neue lernen, auch ans Ende ruhig zu denken. Es bleibt nicht aus, daß man sich da über Gehalt und Wert der verflossenen Zeit Rechenschaft ablegt. Ohrenbeichte haben wir nicht, man muß das ehrlich mit sich selber abmachen. Eins aber sei Euch gesagt: ich werde mir da recht bewußt, wieviel Wärme und Erquickung, wieviel freundliche Anteilnahme mir begegnet ist, auch wo ich sie nicht verdiente. Für Eueren großen Anteil daran seid von Herzen bedankt. Betrübt Euch nicht, daß ich wieder hinausgehe. Mein Platz ist dort. Das werdet Ihr einsehen.

Alphabetisches Verzeichnis der Briefschreiber.

	Seite
Aldag, Karl, stud. phil., Marburg	3-5
Amroselli, Walther, stud. phil., Leipzig	55-59
Bick, Adolf, stud. phil., Leipzig	91
Becker, Bernhard, stud. phil., Freiburg	111-113
Blumenfeld, Franz, stud. iur., Freiburg	1-2
Brauneck, Otto, stud. arch., Karlsruhe	146-148
Brahn, Eduard, stud. theol., Kiel	36
Esser, Hans Oluf, stud. rer. nat., Freiburg	120-131
Feick, Karl, Dr. phil., Gießen	123-126
Finke, Ludwig, stud. iur., Freiburg	15-21
Forster, Hans, stud. math., München	114-119
Gottwald, Walther, stud. theol., Berlin	29-30
Haaß, Johannes, stud. theol., Preetz	60-64
Hainbuch, Otto, stud. phil., Berlin	83-84
Höpy, Ernst, Dr. phil., Gießen	80-81
Hörscher, Willy, Forstakademie Hannoversch-Münden	121-122
Iwer, Johannes, Dr. phil., Berlin	10
Marcus, Heinz, stud. iur., Berlin	98-101
Martens, Hans, stud. rer. techn., Charlottenburg	23-27
Meeß, Arthur, Dipl.-Ing., Charlottenburg	28
Meyer, Ludwig Franz, stud. iur., Freiburg	13-14
Müller, Heinrich, stud. theol., Heidelberg	92
Müller, Hugo, stud. iur., Leipzig	104-105
Müller, Martin, stud. iur., Leipzig	74-79
Naumann, Willi, stud. theol. et phil., Leipzig	112-103
Oehme, Friedel, stud. iur., Leipzig	106-107
Peterson, Kurt, stud. phil., Berlin	31-34
Philipp, Fritz, Student der Landwirtschaft, Jena	11-12
Philippson, Johannes, stud. phil., Kiel	151-155
Röcker, Eugen, stud. theol., Tübingen	139-143
Rohden, Guthold von, stud. theol., Marburg	37-42
Rohden, Heinz von, stud. theol., Marburg	65-73
Rohrbach, Kurt, stud. theol.	93-97
Roy, Walter, stud. med., Jena	8-9
Sarnow, Ulrich, stud. iur., Freiburg	149
Schenkel, Karl, cand. theol., Marburg	137-138
Schmidt, Walter, stud. rer. nat., Tübingen	127-128
Schmidler, Eduard, stud. cam., Freiburg	54
Schumann, Johannes, stud. med., Freiburg	35
Spatzl, Hans, stud. theol., Freising	120
Stegemann, Hans, Forstakademie, Eberswalde	85-90
Steinbrecher, Friedrich Georg, stud. theol., Leipzig	132-136
Stock, Walter, stud. arch., Karlsruhe	144-145
Straßmann, Hellmuth, stud. rer. techn., Charlottenburg	108-110
Vaeth, Alfred E., stud. phil., Heidelberg	43-49
Wagner, Fritz, Handelshochschule Mannheim	82
Weidmann, Wilhelm, stud. phil., Kiel	50-53
Weißer, Herbert, stud. arch., Charlottenburg	22
Wolter, Walter, stud. phil., München	6-7
Zschuppe, Hellmuth, stud. phil., Leipzig	150-153

44 ✓ 13751
22 18

BUCH-NR. 50.489.124 ✓